This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575526 8

DER 20. SEPTEMBER

Historischer Roman

von

Anton de Waal

1. Fiction, German
2. Rome (City) – Hist. – Fiction
3. States of the Church – Hist. – Fiction

[redacted]

Institute des Hl. Franziscus

Wien

24 Dec. 1903.

Papſt Pius IX.

Der 20. September.

Erzählung

aus der

Belagerung und Eroberung Roms 1870.

Von

Anton de Waal.

Mit 12 Bildern.

Regensburg, Rom, New York & Cincinnati.
Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1901.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
907481A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1937 L

Vorwort.

In unserer schnelllebigen Zeit gehören Ereignisse, selbst die wichtigsten, wenn sie kaum ein Menschenalter hinter uns liegen, schon der fernen Vergangenheit an. So ist es auch mit der Eroberung Roms und der Vernichtung des Kirchenstaates. Die Zahl derer, welche vor dreißig Jahren persönlich Zeugen dieser Vorgänge gewesen, lichtet sich mit jedem Jahre, noch mehr das Häuflein derjenigen, welche dabei in irgend einer Weise beteiligt waren. Der Erzähler hat in den Tagen der Belagerung als freiwilliger Militär-Kaplan der päpstlichen Armee fungiert; die geschichtlichen Ereignisse, welche der Erzählung zu Grunde liegen, sowie manche einzelne Züge sind ihm daher als persönliche Erlebnisse bekannt; für andere sind die Belege aus amtlichen Quellen angeführt worden; auch ein mit den Ereignissen vertrauter Leser wird Neues finden, Altes mit Freude wiedersehen.

Fürst Bismarck hat es bekanntlich vor der Volksvertretung feierlich abgeleugnet, durch ein

1937
AUG
TRANSFER FROM C

ou maintenant, ou jamais die Regierung in Florenz zum Zuge gegen Rom aufgemuntert zu haben. Aber Thatsache ist, daß er die Genehmigung, nach Rom zu gehen, von der Neutralität Italiens im deutsch-französischen Kriege abhängig machte, und daß die auffallende Rückkehr von Arnim's auf seinen Posten eine nach Florenz gerichtete Drohung, ein „Entweder—oder" gewesen ist. Dadurch wurde die vom preußischen Gesandten am päpstlichen Hofe zu spielende Rolle eine nicht leichte, und leider hat von Arnim sie, bei seinem Hange, eigenmächtig vorzugehen, nicht immer so gespielt, wie sein hoher Vorgesetzter es intendiert haben mochte.

Wenn der Verfasser jetzt als alter Mann seine Erinnerungen in die Form einer Erzählung kleidet, so möchte er seinen Landsleuten in der Heimat ein Bild nur wieder näher vorführen, das der jetzigen Generation mit jedem Jahre ferner rückt, das Bild eines Ereignisses, welches neben der Konstituierung des deutschen Kaiserreichs das bedeutsamste in der ganzen Geschichte des verflossenen Jahrhunderts ist.

Die Erzählung sollte zum dreißigsten Jahrestage der Eroberung Roms erscheinen; die Pilgerzüge zum Jubeljahre machten es dem Verfasser unmöglich, vor jenem Tage die letzte Hand an sein Werk zu legen.

Dreißig Jahre! Eine spätere Geschichtschreibung wird es Leo XIII. zu besonderem Ruhme anrechnen, daß er mit ebensoviel Mäßigung als Festigkeit das Steuerruder der Kirche in sturmbedrängter Zeit geführt hat, so schwer und schmerzlich er für sich selbst den Druck der Verhältnisse fühlen mag. Rom als Stadt ist eine andere geworden, in vielfacher Hinsicht wenigstens äußerlich, wer will es leugnen? zu ihrem Vorteile; sie ist geblieben, was sie bis 1870 war, die Hauptstadt des katholischen Erdkreises, und für die Welt, und für die Tausende, die alljährlich hierher kommen, Protestanten wie Katholiken, liegt die Bedeutung der ewigen Stadt wesentlich darin, nicht daß sie die Capitale Italiens und die Residenz des Königs, sondern daß sie der Sitz des Papstes und der Mittelpunkt der katholischen Christenheit ist, — ist und bleiben wird trotz des 20. September 1870.

Rom, im Februar 1901.

Inhaltsverzeichnis.

			Seite
1.	Kapitel.	Der letzte Tag in Viterbo . . .	1
2.	„	Mutterſorgen	19
3.	„	Nach Rom!	37
4.	„	Gerettet	53
5.	„	Der Gefangene	69
6.	„	Beim Lateran	83
7.	„	Vor der Entſcheidung	101
8.	„	Der Abend	113
9.	„	Der 20. September	123
10.	„	Lebewohl	136
11.	„	In Florenz	150
12.	„	Glückliche Menſchen	160

I. Kapitel.

Der letzte Tag in Viterbo.

„Du, Max, unser Oberst sieht heute morgen so finster drein, wie vierzehn Tage Regenwetter. Dem soll nur keiner in den Weg laufen!“

„Als wenn er nicht schon seit Wochen ungenießbar wäre! Seitdem die Deutschen über die französische Grenze marschiert sind und den großen Sieg bei Wörth davon getragen haben, ist kein Lächeln mehr auf sein Gesicht gekommen.“

„Und gar,“ fügte Philipp hinzu, „als die Zeitung die Niederlage bei Sedan und die Gefangennahme Napoleons meldete, rannte er wie wahnsinnig durch sein Zimmer. Hätte seine Pflicht ihn nicht im päpstlichen Dienst zurückgehalten, er wäre sofort nach Frankreich geeilt.“

„Allerdings, Philipp, ist unser Colonel Charette für die päpstliche Armee heute unentbehrlicher denn

je, seitdem die Italiener, wie es heißt, ihre Langfinger nach Rom ausstrecken. Es ist so dumm, daß das Giornale di Roma wie das Buch mit sieben Siegeln ist über alles, was an den Grenzen des Kirchenstaates vor sich geht. Was die Leute in Viterbo sich in den Cafés und Osterien erzählen, ist freilich bedenklich genug. Aber ich seh' Dir's an, Philipp, Du hast Reserve in Deinem Tornister: heraus damit! Als Ordonnanz des Obersten," fügte Max scherzend hinzu, „gehörst Du ja halb zum Kriegsrat."

„Wisse denn," antwortete Philipp, „daß die italienischen Truppen von Norden und von Süden her gegen die Grenzen des Kirchenstaates aufgebrochen sind; jeden Tag kann ihr Einmarsch erfolgen."

„Nun, wo der Oberst Charette uns Zuaven kommandiert, da sollen die Wälschen keinen Fußbreit Bodens occupieren."

„Aber, Max, was vermag die kleine päpstliche Armee gegen eine hundertfache Übermacht? Doch wenn auch Napoleon den Papst schmählich verkauft und verraten hat, — Österreich, mein Kaiser Franz wird nie gestatten, nie, daß die Wälschen sich Roms bemächtigen. Und wenn alle Regierungen den Heil. Vater im Stiche

Die beiden Zuaven.

lassen, unser katholisches Kaiserhaus kann seine Traditionen nicht vergessen." [1])

Die Unterredung wurde durch einen Burschen unterbrochen, der Philipp zum Colonel Charette kommandierte.

Charette weilte seit Anfang Mai mit einigen Bataillonen des Zuaven-Regiments zu Viterbo; während der heißen Jahreszeit wurden die päpstlichen Truppen, so viel thunlich, aus Rom in die Städte und Ortschaften des Gebirges in die Sommerquartiere geführt.

Viterbo, eine Stadt von 15,000 Einwohnern, welche in der mittelalterlichen Geschichte des Papsttums oft genannt wird, berühmt durch die hl. Rosa, deren unverwester Leichnam in der Kirche „Santa Maria zu den Rosen" ruht, war gegen Norden die

[1]) Das Schicksal Roms lag thatsächlich damals in der Hand Österreichs. Aber Minghetti, der im geheimen Auftrage der Florentiner Regierung die europäischen Höfe bereiste, stieß nur in München auf ernstliche Einwendungen und Bedenken; in Wien erklärte der damalige Ministerpräsident von Beust unseligen Andenkens, Österreich werde mit Italien nie in ein herzliches Einvernehmen kommen, wenn es der Regierung in Florenz nicht den Dorn der römischen Frage aus dem Fuße ziehe. (Vgl. Cadorna. La liberazione di Roma nell' anno 1870, terza edizione 1896, p. 27.)

Ansicht von Viterbo.

wichtigste Stadt des Patrimoniums Petri, aber ohne jegliche Vorkehrung, einem Angriffe der Italiener Widerstand zu leisten. Oberst Charette hätte zwar seine 600 Zuaven, die in der Stadt lagen, dem Feinde entgegenführen können, und sie würden, darin hatte Max recht, bis auf die letzte Patrone und den letzten Mann gekämpft haben; allein es wäre unnützes und unverantwortliches Blutvergießen gewesen.

Oberst Charette hatte eben, — es war am Morgen des 13. Oktober — eine Depesche vom General-Kommando zu Rom erhalten, mit dem Befehle, beim Erscheinen des Feindes unverzüglich Viterbo aufzugeben und sich auf Rom zurückzuziehen, ohne sich in einen Kampf einzulassen.

Nie hatte der Colonel eine Ordre empfangen, deren Ausführung ihm schwerer geworden wäre.

Das Jahr vorher hatte er von einer Urlaubsreise in die Heimat eine Mitrailleuse mit nach Viterbo gebracht; waren auch die alten Stadtmauern verfallen, zu einem mehrtägigen Widerstand hätten sie immerhin ausgereicht, und wenn er auch mit seinen braven Zuaven auf dem Schlachtfelde blieb, so war für Rom doch Zeit gewonnen. Nun sollte er, ohne seinen Degen zu ziehen, ohne einen Schuß abfeuern zu lassen,

dem Gegner das Feld räumen und einen ruhmlosen Rückzug antreten! Aber was blieb ihm angesichts der Depesche übrig, als der Besatzung den Befehl zu geben, sich bereit zu stellen, um mit Sack und Pack abzumarschieren?

Philipp von Zaggenberg war dem Oberst als berittene Ordonnanz beigegeben worden. Charette befahl ihm jetzt, in aller Eile sein Pferd zu satteln und dann weitere Ordre entgegenzunehmen.

Eine Viertelstunde vor der Stadt, auf die damalige Grenze des Kirchenstaates zu, liegt die schöne und viel besuchte Wallfahrtskirche der **Madonna della Quercia**, so benannt nach einem Muttergottesbilde, das auf einer alten Steineiche gefunden worden ist. Den Dienst am Heiligtume versehen Dominikaner, deren Klosterhof zu den malerisch schönsten in Italien gehört. Um die Kirche liegen einige wenige Häuser; nach Norden ziehen sich in freier Aussicht die Berghöhen hin, welche schon auf italienischem Gebiete lagen.

Dorthin sehen wir jetzt Philipp reiten. Charette hatte ihm die Weisung gegeben, das Grenzgebiet zu observieren, das erste Erscheinen der feindlichen Truppen zu erspähen und ihm sofort Meldung davon zu machen.

Klosterhof der Wallfahrtskirche alla Quercia bei Viterbo.

Auf der Landstraße dahinreitend hing Philipp seinen Gedanken nach, und diese waren keineswegs heiter und rosig.

Vor zwei Jahren war er aus der österreichischen Armee ausgetreten, um Dienste beim Papste zu nehmen; sein Offiziersexamen hatte er jüngst glücklich bestanden und zu Neujahr erwartete er seine Beförderung.

Wie oft hatte er sich schon seine weiteren Schritte auf der Bahn der Ehren ausgemalt! Er stammte aus einer alten Adelsfamilie Niederösterreichs, aber als nachgeborener Sohn war er ohne Vermögen. Wohl hatte er das Herz der einzigen Tochter des Grafen von Eichenthal gewonnen, dessen ausgedehnte Besitzungen an die seiner Familie stießen; allein der Vater hatte dem jungen Zaggenberg die Hand seiner Tochter nur dann in Aussicht gestellt, wenn er wenigstens als Major vor ihm erscheine. Nun war in der päpstlichen Armee das Avancement leichter, als in Österreich, und so war Philipp in das Zuavenregiment eingetreten.

Wenn jetzt die Piemontesen nach Rom kamen und der weltlichen Herrschaft ein Ende machten?

„Ich bin einmal als Pechvogel geboren," sprach er zu sich selber, „und wenn ich meine, mich auf einen grünen Zweig zu setzen, erweist er sich als morsch und bricht ab."

Unter diesen trüben Gedanken war Philipp zu dem Wallfahrtsort gelangt, wo der ihm gewordene Befehl seinem Geiste eine andere Richtung gab.

Es waren ähnliche Gedanken, welche seinen Freund beschäftigten. Max Schöneich, zu Andernach am Rhein geboren, wo sein Vater große und herrliche Weinberge besaß, war 1867, als Garibaldi Rom bedrohte, dem Hilferufe Pius IX. an die katholische Christenheit gefolgt, hatte der Heimat Lebewohl gesagt und sich in das Zuavenregiment aufnehmen lassen.

In Rom hatte damals der deutsche Adel einen eigenen Klub, wo zuweilen Feste veranstaltet wurden, zu denen dann auch der römische Adel eingeladen wurde.

Bei einem solchen Feste hatte Max im vergangenen Jahre eine junge Gräfin Roccasecca, namens Assunta, ein reizendes Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren kennen und lieben gelernt; der stattliche Kriegsmann in der schmucken Zuavenuniform, der zudem über ein reiches Vermögen verfügte, hatte das Herz der jungen Komtesse erobert, und im nächsten Winter sollte die öffentliche Verlobung gefeiert werden.

Max stampfte unmutig mit dem Fuße auf den Boden bei dem Gedanken, daß die verfl . . . . . Piemontesen jetzt alle seine Hoffnungen und Pläne zu durchkreuzen drohten.

Die Familie Roccaſecca datierte ihren Adel von der glorreichen Schlacht bei Lepanto, wo der Stammherr unter dem Kommando des berühmten **Don Juan d'Austria** ruhmvoll gegen die Türken gefochten; **Pius V.** hatte ihn damals in den erblichen Grafenſtand erhoben. Zu Vermögen aber und Reichtum war die Familie nie gelangt. Die, wenn auch ausgedehnten Waldungen, Weinberge und Ländereien um den Stammſitz am Lago di Bolſena, wenige Stunden von Viterbo, trugen wegen der Lage fern vom Verkehr eben nur ſoviel, daß die Familie ſtandesgemäß leben konnte. Aſſunta's Vater war früh geſtorben und hatte der Witwe zwei Söhne und drei Töchter hinterlaſſen. Um denſelben eine beſſere Erziehung und Ausbildung zu geben, war die Mutter nach Rom übergeſiedelt, wo ſie im Palazzo Muti am Fuße des Capitols wohnte. Die erſtgeborene Tochter hatte in Genua einen reichen und vortrefflichen Gemahl gefunden und die alte Gräfin Roccaſecca ſchon dreimal zur glücklichen Großmutter gemacht; Aſſunta's ältere Schweſter war bei den Nonnen von der ewigen Anbetung eingetreten, deren Kloſter am Quirinal, dem päpſtlichen Palaſte gegenüber lag. Wenn die Mädchen bei den franzöſiſchen Schweſtern in **Trinità dei Monti** in aller Frömmigkeit erzogen worden waren, ſo hatten die beiden Brüder, trotz ihrer

Erziehung bei den Jesuiten im Collegium von Mondragone, insofern andere Wege eingeschlagen, als sie sich mit ganzem Herzen an „Jungitalien" anschlossen. Der ältere, Annibale, war nach Florenz ausgewandert, wo er in der italienischen Armee schnell zum Offizier avanciert war; Salvatore, der jüngste unter den Geschwistern, fügte sich nur widerwillig den Bitten der Mutter und der Schwester, nicht auch das Leben unter der Priesterherrschaft mit den großen und reich bewegten Verhältnisse in Florenz, wo damals König Viktor Emanuel residierte, zu vertauschen.

Max kannte diese Familienverhältnisse; zwischen ihm und dem jungen, feurigen Salvatore war es wiederholt zu politischen Auseinandersetzungen gekommen. Wenn beide sich auch in ihren Prinzipien schroff gegenüberstanden, so störte das jedoch nicht die freundschaftlichen Beziehungen, welche durch Schwester und Braut zwischen ihnen geknüpft waren. Aber wenige in Rom, das wußte Max, würden dem Einmarsch der Piemontesen lauter zujubeln, als der junge Graf.

Im Juni hatte Max sich einige Tage Urlaub nehmen dürfen, um die Familie in ihrer Villegiatur auf dem alten Stammsitz zu besuchen. Da er dort vieles verfallen, die Bodenkultur und zumal die Wein-

berge vernachläſſigt fand, ſo malte er ſich und ſeiner Geliebten ſofort das Bild einer glänzenden Umwandlung aus, die er zunächſt in den Rebengeländen durch Berufung von Winzern aus ſeiner Heimat in Ausſicht ſtellte.

Seitdem die Zuaven in Viterbo ihr Sommerquartier bezogen hatten, pflegte Max jeden Sonntag, wo ja Ruhetag war, an Aſſunta zu ſchreiben. Nach der Mitteilung, welche Philipp ihm eben gemacht, und die wir zu Beginn unſerer Erzählung belauſcht haben, drängte es ihn jetzt, einen außerordentlichen Brief an ſie zu richten und alle Sorgen und Befürchtungen ſeines Herzens in ihr treues Herz auszuſchütten.

Während deſſen kehren wir zu Philipp zurück!

An der Quercia angekommen, hielt er ſein Roß an, und trat in die große und reiche Wallfahrtskirche, zu einem kurzen, aber tief inbrünſtigen Gebete; dann erkundigte er ſich bei den Dorfbewohnern, ob man nichts von einem Heranrücken der Feinde erfahren habe. Es fehlte jegliche Nachricht; aber jedermann wies ihn auf den Höhenzug hin, über welchen die Landſtraße von Norden her führte: von dort mußten die Piemonteſen kommen.

Es war ein ſchöner Nachmittag. Einige Gewitter nachts und am vorhergehenden Tage hatten die Luft

abgekühlt und den Staub des Sommers von den Bäumen und Pflanzen weggewaschen; vom Regen erfrischt lachten und dufteten die Blumen, und aus den Weinbergen erscholl hier und da der Gesang der Winzer, die sich der reichen Weinlese dieses Jahres freuten, welche eben begonnen hatte.

Philipp ließ forschend seinen Blick über das Terrain nach den Bergen zu schweifen, und da er nichts Auffallendes und Verdächtiges bemerkte, so übergab er an der nächsten Osteria das Pferd dem Stallknecht; dann setzte er sich zu einer kleinen Gesellschaft von Landleuten, welche vor dem Wirtshause an einem Tisch saßen und Karten spielten, und ließ sich ein Quintino Wein bringen.

Von diesem Platze aus hatte er die Ebene und das ganze Gebirge vor sich.

Die Zuaven waren in Viterbo und in der Umgegend sehr beliebt; ihr Verhalten hatte bei den Leuten nie Anlaß zu Klagen gegeben, was leider bei der französischen Schutztruppe oft genug der Fall war. Hatten die Soldaten einige Stunden frei, dann sah man sie in den Kirchen knieen oder zur Madonna della Quercia pilgern. Dabei aber waren es flotte, heitere Burschen, und viele von ihnen waren reicher Leute Kinder, denen es auf eine Lira nicht ankam.

So wurde denn Philipp von den Bauern mit aller Hochachtung und Freundlichkeit aufgenommen; man stellte das Kartenspiel ein, um sich mit ihm zu unterhalten; einer von der Gesellschaft zog, nicht ohne eine gewisse Scheu, eine Florentiner Zeitung, die als Kontrebande ihren Weg über die päpstliche Grenze gefunden, aus der Tasche. Philipp hatte eben begonnen zu lesen, als ein Kellner herbeistürzte und ihm zurief:

„Signore, i Piemontesi, i Piemontesi!“

Unmittelbar darauf hörte man auch schon das Schmettern der Trompeten; die Feinde waren von einer Seite eingerückt, von wo sie niemand erwartet hatte.

Philipp stürzte in den Stall, sein Pferd zu besteigen: es war zu spät, die Feinde zogen schon in das Dorf ein.

Sollte er sich gefangen nehmen lassen?

Nie und nimmer!

Aber was denn thun?

In diesem Augenblicke trat einer der Männer, mit denen er sich vorhin unterredet hatte, zu ihm und sprach:

„Folgt mir; ich will Euch retten!“

Mechanisch gehorchte Philipp.

Der Bauer zog ihn an der Hand hurtig hinter sich her durch eine enge, dunkle Gasse, die zwischen zwei Gebäuden hinführte, stieß dann eine schmale Thüre auf, welche einen engen, finsteren Raum verschloß, und hieß Philipp hier warten, bis es Nacht geworden.

Es währte nicht lange, so fanden die Piemontesen in dem Stalle das Pferd mit dem päpstlichen Sattelzeug. Wo war der Reiter?

Der Wirt, die Kellner wurden ins Verhör genommen; sie konnten hoch und teuer bezeugen, ihm nicht zur Flucht verholfen zu haben, auch nicht zu wissen, ob und wie und wohin er entkommen sei.

Im übrigen fanden sich die Piemontesen sehr enttäuscht, wenn sie erwartet hatten, von der Bevölkerung mit lautem Jubel als Befreier vom Joche der päpstlichen Herrschaft begrüßt zu werden.

Um die Gewissen der Soldaten und der Bevölkerung zu beschwichtigen, wenn es sich um einen ungerechten Krieg handelte, hat die moderne Kriegführung ungescheut zu Lügen und zu den empörendsten Verleumdungen des Gegners gegriffen. Nun mußte sich aber doch alles natürliche und religiöse Gefühl dagegen

sträuben, dem greisen, in der ganzen Welt so hoch verehrten Pius ein solches Herzleid zuzufügen, die Hand zur Beraubung der Kirche zu leihen und sich selber damit der Strafe der Exkommunikation auszusetzen. Hatte ja König Viktor Emanuel selbst nur mit äußerstem Widerstreben sich dem Drängen seiner Minister gefügt und durch den nach Rom gesandten Grafen di San Martino den Papst zu bereden versucht, sich gutwillig in das Unvermeidliche zu schicken. Daher war den italienischen Soldaten, als sie am 10. Oktober die Grenze des Kirchenstaates überschreiten sollten, vorgeschwindelt worden, man ziehe nach Rom im geheimen Einverständnis mit dem Papste, um ihn von den Stranieri, den Ausländern zu befreien, welche die ganze Regierung an sich gerissen hätten und die unglücklichen Unterthanen des Papstes auf das ärgste mißhandelten und unterdrückten. Der Kardinal Antonelli aber, der Staatsminister Pius IX., stehe mit jenen Ausländern im Einverständnis, und so sei der edle und gutmütige Pius, der im Herzen ein Italianissimo sei, ein Gefangener in seinem eigenen Hause; die Armee ziehe nach Rom, um den Heil. Vater wieder auf freien Fuß zu stellen. —

Konnte Philipp den Einmarsch der Feinde nicht nach Viterbo melden, so gelangte die Nachricht davon

auf anderm Wege schnell genug dorthin. Die italienische Regierung hatte in allen Orten des Kirchenstaates ihre geheimen Bundesgenossen, die einen aus Überzeugung, die andern für Geld; die in Viterbo waren schon am vorhergehenden Tage über alles in Kenntnis gesetzt worden, und während noch Charette mit seinen Zuaven in der Stadt weilte, begannen sie schon gegen Mittag mit dem Rufe: „Evviva l'Italia“ durch die Straßen zu ziehen, um die Bevölkerung in Aufregung zu bringen. Einige eilten sogar mit der italienischen Tricolore nach der Quercia hinaus, um die „Brüder und Befreier“ zu begrüßen.

Wenn Max, nach dem zu Anfange unserer Erzählung berichteten Unterredung mit Philipp, sich hingesetzt hatte, seiner teueren Assunta zu schreiben, so wurde er darin bald unterbrochen; er sollte in kürzester Zeit mündlich ihr alles sagen können. In aller Eile konnte er nur ein Telegramm an sie absenden: „Auf baldiges Wiedersehen.“

Während die Italiener von der Quercia her mit klingendem Spiele ihren Einzug in Viterbo hielten, zogen am entgegengesetzten Thore die Zuaven zur Stadt hinaus.

II. Kapitel.

Mutterſorgen.

Am 7. September war im Miniſterrat zu Florenz die Invaſion des Kirchenſtaates beſchloſſen worden. Ohne die Rückkehr des Grafen Ponza di San Martino abzuwarten, wurde bereits am 10. Befehl gegeben, die Grenze zu überſchreiten; eine Kriegserklärung hatte man nicht für notwendig erachtet.

„Wo biſt du den ganzen Nachmittag geweſen, Salvatore?“ fragte eines Sonntags abends die alte Gräfin Roccaſecca ihren Sohn und heftete dabei einen Blick voll mütterlicher Beſorgnis auf den Jüngling.

„Ich war in Sankt Peter zur Veſper,“ lautete die Antwort, und um ſeine Ausſage zu beſtätigen, fügte Salvatore hinzu: „Kardinal Mattei war auch dort, und ich habe ihm die Hand geküßt.“

Die Mutter ſchwieg; allein ihre Sorge war nicht beſchwichtigt. Wenn auch die Blätter in Rom über die politiſche Lage nichts meldeten, ſo wußte doch

jedermann, daß bereits seit dem 18. August ein „Observationskorps" italienischer Truppen an den Grenzen des Kirchenstaates lagerte. Florentiner Zeitungen, die in das päpstliche Gebiet eingeschmuggelt wurden, hatten die Nachricht von der am 7. September im Ministerrat zu Florenz beschlossenen Invasion des Kirchenstaates gebracht und in Rom alles, was nationalliberal war, in fieberhafte Aufregung versetzt. Salvatore hatte auch vor der Mutter seine Freude nicht verschweigen können, und das Mutterherz war auf das tiefste bekümmert, den Sohn auf Wegen zu sehen, die sie nach ihrem ganzen tief religiösen Fühlen als nicht zum Heile führende betrachten mußte.

Gewiß, Salvatore war in Sankt Peter zur Vesper gewesen, allein nicht um zu beten, sondern um dort mit anderen Gesinnungsgenossen zusammen zu treffen, und man hatte gerade die Peterskirche dazu gewählt, weil man sich dort am sichersten vor den Augen der Polizei wußte.

Dort — im Gotteshause — hatte Salvatore den jungen Herzog Gaëtano, die Prinzen Pallavicini und Ruspoli, die Advokaten Placidi und Tancredi, den Deputierten Castellani u. a. getroffen; dort waren die Weisungen erteilt worden, wie zu handeln sei, wenn die italienische Armee vor Rom rücke.

Graf Ponza di San Martino, der erst am 11. September wieder abreiste, hatte die ihm als dem Gesandten des Königs Viktor Emanuel gewährte Rücksicht mißbraucht und mit dem geheimen Aktionskomité Besprechungen gehabt. Um die von Florenz aus dringend gewünschte Revolte in der Stadt ins Werk zu setzen, hatte er die Summe von 600,000 Frcs. zur Verfügung gestellt. Das Geld kam jedoch nicht zur Verwendung, da der päpstliche Oberkommandant, General Kanzler durch öffentliche Manifeste die Stadt in Belagerungszustand erklärte und die Kriegsartikel an allen Straßenecken hatte anheften lassen.[1])

„Wenn Du nun auch in Sankt Peter zur Vesper gewesen bist, mein lieber Salvatore," nahm die alte Gräfin nach einigem Stillschweigen wieder das

[1]) Über jene Summe berichtet das in Rom neu gegründete demokratische Blatt, La Capitale, in ihrer Nr. 4 vom 28. Sept.: „Wir wissen aus ganz glaubwürdiger Quelle, daß die Regierung des Königs die bedeutende Summe von 600,000 Franken nach Rom geschickt hat, um den Bürgern Waffen zu verschaffen, damit sie in den letzten Augenblicken die Gewalt der Söldlinge des Papstes zurücktreiben könnten. Da nun aber ein Aufstand nicht erfolgte, und zwar wegen Mangels an Waffen nicht erfolgte, und da andererseits die Ehrlichkeit des Bürgers, welchem jene Summe anvertraut wurde, unantastbar ist, so möchten wir verlangen, und mit uns verlangt dies ein großer Teil der Bürger, zu wissen, wohin die 600,000 Franken gekommen sind."

Wort, „so drängt es mich doch heute, Dir mit allem Ernste eines mütterlich besorgten Herzens ein Wort der Mahnung und Warnung zu sagen. Seit dreihundert Jahren ist unsere Familie auf das treueste den Päpsten ergeben gewesen; wie oft hat der edle Pio nono, wenn er am Neujahrstage den römischen Adel zur Gratulation empfing, Dir als Kind und Knaben die Hand aufgelegt und Dich gesegnet; ich würde vor Kummer und Schmerz sterben, wenn meine beiden Söhne . . .“

Thränen erstickten die Stimme der Matrone.

„Ich habe Deinem Bruder in Florenz geschrieben,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „und ihn bei allem, was uns heilig ist, beschworen, seine Hand nicht gegen den Stellvertreter Christi zu erheben, indem er an dem Raubzug wider Rom, — denn es ist nichts anderes! — teil nimmt. Wird Annibale mir folgen? Oder wird er mit den italienischen Truppen über die Grenzen des Kirchenstaates und vor Rom ziehen, um dem Papste auch das letzte zu nehmen, was ihm noch geblieben ist? Wird er sich der Strafe der Exkommunikation aussetzen?“

„Nun, liebe Mutter,“ unterbrach sie Salvatore, „Annibale ist Soldat und hat als solcher zu gehorchen;

die Verantwortung und die Strafe, von der Du ſprichſt, trifft nicht ihn. Und was mich angeht, ſo verehre ich, wie ein treuer Katholik, den greiſen Pius perſönlich von ganzem Herzen; allein Italien muß nun einmal durchaus ein großer, einheitlicher Staat werden, und Rom muß naturnotwendig deſſen Hauptſtadt ſein. Iſt denn die weltliche Herrſchaft eine innere Notwendigkeit für den Heil. Stuhl oder für die Kirche? Wird der Papſt ſich nicht vielmehr unbehindert einzig ſeiner religiöſen Aufgabe widmen können, wenn ihm die Laſten und Verwickelungen einer weltlichen Regierung abgenommen worden ſind? Jahrhunderte lang haben die Päpſte doch keine weltliche Herrſchaft beſeſſen, ſondern ſind Unterthanen der römiſchen und byzantiniſchen Kaiſer geweſen; ein Leo der Große, wie ein Gregor der Große und ſo viele andere große und heilige Päpſte, ſie haben . . .“

„Die Verhältniſſe,“ unterbrach ihn die Mutter, „ſind heute andere, als ehemals, und ob der Papſt unter dieſen Verhältniſſen einer weltlichen Herrſchaft bedarf oder nicht, das haſt nicht Du und habe nicht ich zu entſcheiden. Gott wird allerdings ſeine Kirche nicht zu Grunde gehen laſſen, und wenn der Papſt auch wieder in den Katakomben ſeine Zuflucht ſuchen müßte; allein darum bleibt doch jeder Angriff auf das

Erbe Petri und jede Beraubung des Heil. Vaters ein Frevel, von welchem ich Deine Hände rein wissen möchte. Lasse die Ereignisse sich entwickeln, wie sie wollen; aber mische Du Dich nicht hinein! Die Dinge gehen auch ohne Dich und Deinen Bruder ihren Weg, soweit Gott der Herr es zulassen will."

Salvatore suchte nach einer Antwort, als seine Schwester in das Zimmer trat und, mühsam ihre Aufregung unterdrückend, der Mutter die Mitteilung machte:

„Ein Telegramm von Max, mit den wenigen Worten: Auf baldiges Wiedersehen!"

Während die Mutter das Telegramm nahm, um es selber noch einmal zu lesen, heftete Assunta ihre Blicke fragend und forschend auf ihren Bruder.

Dem jungen Manne war, wie wir wissen, es überhaupt nie recht gewesen, daß seine Schwester mit einem der Stranieri ein Verhältnis angeknüpft hatte; jetzt, wo es zwischen den Truppen Italiens und der päpstlichen Armee zum Kampfe kommen sollte, fühlte er sich ihm als Feind gegenüber.

„Signor Conte, es steht draußen ein Mann, der Sie sprechen will," meldete die Zofe.

Als Salvatore fortgegangen, ſetzte Aſſunta ſich neben ihre Mutter, ſchweigend und bekümmerten Herzens.

„Was wird die nächſte Zeit bringen?“ fragte endlich die Mutter, um die unheimliche Stille zu unterbrechen. „Wenn die Piemonteſen Rom erobern, was wird's mit dem Heil. Vater werden? Und da im übrigen Italien alle Klöſter aufgehoben worden ſind, wird nicht dasſelbe auch in Rom geſchehen, wird dann nicht auch Deine Schweſter aus dem Frieden ihrer ſtillen Zelle hinausgewieſen werden? Und wenn ich dann an Annibale denke und an Salvatore, . . . und jetzt an Deinen Max. . .“

Die Greiſin ſtützte ihr Haupt in die Hand und verſank in trübes Nachdenken. Schweigend ſaß die Tochter neben ihr in noch trüberen Gedanken.

Da kam die Zofe und meldete aufgeregt:

„Der Herr Graf iſt bei den erſten Worten, die der Beſuch an ihn richtete, leichenblaß geworden; ſchweigend griff er zu Hut und Stock und folgte dem Manne. Unten auf der Straße erwarteten zwei andere Herren die beiden.“

„Leichenblaß geworden, ſagſt Du? Und welchen Weg haben ſie eingeſchlagen?“ fragte ängſtlich die Mutter.

„Die Straße, die auf al Gesù führt. Ich bemerkte auch, wie einige Herren ihnen verwundert und neugierig nachschauten.“

Plötzlich fuhr es wie ein Blitzstrahl durch den Geist der Matrone.

„Eile,“ rief sie aufspringend, „eile, so rasch Du kannst, nach Monte Citorio und erkundige Dich dort, ob die vier dort eingetreten sind!“[1])

„Aber, Frau Gräfin, Sie werden doch nicht ...“

„Eile, eile, und bringe mir sofort Nachricht!“

Als die Zofe fortgegangen, hob die Gräfin ihre Hände zum Himmel und rief in tiefster Angst und Bekümmernis aus:

„Wenn das Geheimpolizisten gewesen sind, die ihn arretiert haben!“

„Ich bitte Dich, Mutter,“ rief ängstlich Assunta und schloß die Greisin in ihre Arme, „was machst Du Dir für Sorgen? Die drei werden Freunde von Salvatore gewesen sein, die ihn, was weiß ich? zu einer wichtigen Besprechung berufen haben. Oder es ist einem seiner Bekannten ein Unglück zugestoßen.“

---

[1]) In dem Palaste auf Monte Citorio hatte damals die städtische Polizei ihre Bureaux.

„O meine Ahnung, meine Ahnung!“ seufzte die Mutter und rang, den thränennassen Blick zum Himmel richtend, kummervoll die Hände.

Die Besorgnis des Mutterherzens war nur zu begründet.

In jugendlicher Unbesonnenheit hatte Salvatore einen Brief an den Grafen Ponza di San Martino geschrieben, und wenn er zu Hause vor Mutter und Schwester sich Gewalt anthun mußte, so hatte er in seinem Schreiben sich zu Ausdrücken und Äußerungen fortreißen lassen, die ihn in hohem Grade kompromittieren mußten, wenn der Brief in die Hände der päpstlichen Polizei geriet.

Und der Brief war in ihre Hände gefallen, und die drei Männer waren Geheimpolizisten, die den jungen Grafen nach Monte Citorio auf die Quästur und vor den Untersuchungsrichter geführt hatten.

Mit steigender Angst erwarteten Mutter und Schwester die Rückkehr der Zofe; Assunta zerbrach sich den Kopf, der Mutter ein Wort des Trostes zu sagen und ihre Besorgnis zu zerstreuen; je mehr sie nachdachte, um so wahrscheinlicher wurde ihr das, was beide so sehr befürchteten.

Das Kammermädchen war, so rasch es konnte, nach Monte Citorio geeilt, einen Weg von etwa zehn Minuten; Mutter und Tochter zählten die Augenblicke, wann die Botin zurückkehren könnte; in ihrer Ungeduld stiegen sie die Stiege hinab, um unten am großen Einfahrtsthor des Palastes das Mädchen zu erwarten. Mit jeder Sekunde wuchs die Angst der beiden Frauen.

Endlich, endlich kam die Zofe, und es genügte, sie anzusehen, um aus ihren ernsten Zügen die schlimme Nachricht zu lesen.

Auf die Frage ihrer Herrin antwortete sie mit einem stummen Kopfnicken.

Von den Armen der Tochter und der Magd gestützt, wankte die unglückliche Mutter die Treppe hinauf, zurück in ihr Gemach, wo sie in einem Sessel zusammensank.

Aber die alte Roccasecca war keine Frau, welche sich durch ein Unglück wehrlos und entmutigt zu Boden werfen ließ; dafür war sie durch zu viel Leid und Prüfung in ihrem Leben auch gegen unerwartete Unglücksschläge gestählt worden.

Was war zu thun, um Salvatore wieder in Freiheit zu setzen? diese Frage nahm jetzt ihren ganzen Geist in Anspruch.

Sie kannte eine ganze Reihe einflußreicher Männer am päpstlichen Hofe und in der Regierung, Prälaten und Kardinäle, und mit mehr als einem derselben war sie von ihrer eigenen elterlichen Familie her näher oder entfernter verwandt; sie dachte bald an diesen, bald an jenen, um seine Vermittlung anzurufen, aber bei dem einen hatte sie dieses, bei dem andern ein anderes Bedenken; manche, und gerade die einflußreichsten, befanden sich während des Sommers in Villegiatur außerhalb der Stadt. Endlich schien es ihr das beste und sicherste, sich direkt an den Staatssekretär Kardinal Antonelli zu wenden.

Vielleicht empfing die Eminenz sie noch, trotz der vorgerückten Abendstunde.

Rasch entschlossen rief sie ihre Zofe, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein, und nach einer halben Stunde fuhren Tochter und Mutter, in schwarzen Kleidern, um das Haupt einen schwarzen Schleier von Tüllspitzen, der bei feierlichen Audienzen vorgeschriebenen Hoftracht der Damen, in den Vatikan.

Auf dem Wege dorthin hatte die Gräfin Zeit genug, zu überlegen, wie sie ihr Anliegen einleiten, ihre Bitte vortragen solle. Aber je mehr sie überlegte, desto klarer wurde sie sich jetzt erst der Schwierig-

keiten bewußt, die sich ihr in den Weg stellen würden. Hätte es sich nicht um die Rettung ihres Sohnes gehandelt, sie würde dem Kutscher Weisung gegeben haben, heimzukehren, um den Besuch auf den nächsten Tag zu verschieben.

Mühsam stieg die Matrone am Arme ihrer Tochter, still für sich den Rosenkranz betend, die lange Reihe der Treppen hinauf, welche in die amtliche Wohnung des Kardinal-Staatssekretärs führten.

Nach einigen Augenblicken bangen Harrens im Vorzimmer wurden die beiden Damen vorgelassen.

Kardinal Antonelli, die hagere Gestalt mit den scharf geschnittenen Zügen und dem schwarzen, durchbohrenden Auge, von der Gicht geplagt und doch ein Mann unermüdlicher Thätigkeit, trotz seines Alters von ungebrochener Energie, empfing die Frauen mit gewohnter Freundlichkeit.

Aber als nun die Gräfin ihr Anliegen auseinander setzte, wurden seine Züge immer ernster und kälter.

Ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen, ließ er sie zu Ende reden; als dann die beiden Frauen vor ihm niederknieten und auf das flehentlichste um Nachsicht und um Vergebung baten, wenn der junge

Kardinal Antonelli.

Mann sich zu verkehrten Schritten habe fortreißen lassen, hieß er sie aufstehen und fragte:

„Wie alt ist ihr Sohn?“

„Erst siebenzehn Jahre,“ antwortete die Mutter; „er ist noch ein Kind.“

„Ich werde mir,“ fuhr der Kardinal fort, „morgen früh die Akten des Untersuchungsrichters vorlegen lassen. Das jugendliche Alter ihres Sohnes soll berücksichtigt werden und als Gewicht für eine mildere Beurteilung in die Wagschale fallen. Doch wenn Sie, Frau Gräfin, mit Recht auf die Treue und Ergebenheit hingewiesen, mit welcher die Roccasecca seit Jahrhunderten dem Heil. Stuhle gedient haben, so mußte diese Treue sich gerade da bewähren, wo der Heil. Vater von aller Welt verlassen und von seinen Feinden so hart bedrängt wird.“ —

An demselben Abende saßen, hoch oben im vatikanischen Palaste, zwei Männer in einer geheimen politischen Unterredung bei einander. Der eine war der Erzbischof de Merode, der andere der Marquis de Montbel. Merode gehörte der bekannten gräflichen Familie an, die in Flandern ihren Stammsitz hat und die schöne Devise führt: Plus d'honneur que d'honneurs, Mehr Ehr', denn Ehren. In seiner

Jugend hatte er unter der französischen Fahne in Afrika gedient, hatte dann die Uniform mit dem Priesterkleide vertauscht und war von Pius IX. zu Anfang seiner Regierung in die Zahl der vier dienstthuenden päpstlichen Kammerherrn aufgenommen, später zum Titularerzbischof ernannt worden. Seitdem wohnte er im Vatikan und bekleidete gegenwärtig das Amt des Groß-Aumoniers. In Brüssel 1820 geboren, zählte er jetzt fünfzig Jahre. — Der Marquis de Montbel stammte aus einem der ältesten Adelsgeschlechter der Picardie, war unter Louis Philipp in hohen Staatsdiensten verwendet worden, hatte sich unter Napoleon III. teils wegen seines vorgerückten Alters, teils aus politischen Gründen aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen und sich vor einigen Jahren in Rom niedergelassen, wo er ebenso zu der französischen Botschaft, wie zum Vatikan in nahen Beziehungen stand.

Bei seinem Eintritt in das Gemach des Erzbischofs begrüßte der Marquis seinen Freund mit den Worten:

„Also heute ist der Würfel geworfen worden; Cadorna hat die päpstlichen Grenzen überschritten. Das ist der letzte Akt in dem Drama, in welchem Verrat, Hinterlist und Gewalt einander die Hand gereicht haben, um dem Papste den letzten Rest seines weltlichen Besitztums zu nehmen."

„Dieses Ende war seit Jahren vorauszusehen," antwortete ruhig der Prälat. „Die Entwickelung des italienischen Einheitsstaates führte notwendig dazu."

„Freilich," entgegnete der Marquis, „ist die Strömung unseres Jahrhunderts auf große nationale Staatenbildungen gerichtet; wir sehen es in gleicher Weise in Italien, wie in Deutschland."

„Allein der Papst ist kein Souverain, wie andere," wandte der Erzbischof ein, „und der Kirchenstaat ist die äußere Bedingung für die Unabhängigkeit seines obersten Amtes."

„Glauben Sie," fragte der Marquis, „daß der Heil. Vater Rom verlassen und anderwärts eine Zuflucht suchen könnte?"

„Pius hat 1848," entgegnete Merode, „in Gaëta, als er seine Zuflucht zum Könige von Neapel nahm, trotz aller Freundschaft Erfahrungen gemacht, die ihn abhalten werden, Rom zu verlassen, so lange er nicht in der Ausübung seines obersten Hirtenamtes behindert wird."

„In dieser Beziehung," antwortete Montbel, „wird die italienische Regierung ihm schon im eigenen Interesse keinerlei Anlaß bieten. Welche Verwickelungen für Italien, wenn der Papst nach Frankreich oder Österreich oder unter den englischen Schutz nach Malta

flüchtete! — So werden wir also," fuhr der Marquis fort, „in Rom den Papst und den König Viktor Emanuel nebeneinander haben, den einen als politischen Herrscher der geeinten Halbinsel, den andern als das geistige Oberhaupt des katholischen Erdkreises!"

„Viktor Emanuel," erwiderte der Prälat, „wird wider seinen Willen durch die Verhältnisse gezwungen werden, den Sitz der Regierung nach Rom zu verlegen, aber es wird ein **faux pas** sein, verhängnisvoll für die savoyische Dynastie. Nebeneinander können in Rom König und Papst nur dann existieren, wenn der eine von beiden eine Null ist."

„Im Mittelalter," bemerkte der Marquis, „haben die Päpste jahrhundertelang gegen die deutschen Kaiser um ihre politische Unabhängigkeit gekämpft und haben darüber, mehr als gut war, ihre religiöse Aufgabe zurückgestellt, und als endlich das Haupt des letzten Hohenstaufen unter dem Henkerbeile Karls von Anjou fiel, da war der Sieg des Papsttums seine tiefste Niederlage."

„Wir dürfen," entgegnete Merode, „die Vergangenheit nicht mit dem Maßstabe der Gegenwart messen. Ich weine dem heutigen Kirchenstaat, wenn er in den Fluten der modernen Strömungen versinkt, keine zu heißen Thränen nach. Es gibt Mißstände, die auch

der beste Wille eines Papstes nicht alle bessern kann, selbst wenn er ein eiserner Sixtus V. wäre. Das neue Königreich Italien hat in den Plänen der Vorsehung seine Aufgabe zum Heile und Segen für die Christenheit, wie für Rom selber und für den Heil. Stuhl. Viktor Emanuel ist nichts als ein Werkzeug in der Hand der Providenz, welche die Geschicke der Kirche leitet. Was die nächste Zukunft, was die nächsten Jahrzehnte für die Kirche und den Heil. Stuhl bringen werden, sind vorübergehende Stürme, welche die morschen Äste abbrechen, die Luft reinigen und dem dürren Boden frische Regengüsse zuführen. Aber das Gewölk verzieht sich, wenn es seine Aufgabe erfüllt hat. Man darf in der Geschichte Roms und der Kirche nicht mit Wochen und Monaten rechnen. Aber alle die machen eine falsche Rechnung, die in ihren politischen Berechnungen den wichtigsten Faktor, den Herrgott, nicht addieren."

III. Kapitel.

Nach Rom!

Wir haben unſern Philipp ſo lange in ſeinem Verließ ſitzen laſſen, daß es Zeit wird, uns nach ihm umzuſehen.

Wie wir hörten, hatte ein Bauersmann bei der Quercia ihn durch eine enge Gaſſe gezogen, eine Thüre aufgemacht, ihn hineingeſtoßen mit der Zuſage, ihn abzuholen, wenn alles ſicher ſein werde, und hatte dann die Thüre hinter Philipp zugeſchloſſen.

Es währte nicht lange, ſo hörte er die Stimmen der italieniſchen Soldaten, die nach ihm fahndeten.

Sie kamen vor ſeine Thüre und verſuchten ſie zu öffnen.

Philipp faßte ſeinen Revolver, entſchloſſen, es aufs äußerſte ankommen zu laſſen.

Der Wirt wurde gerufen, die Thüre aufzuſchließen; aber das Gebäude gehörte dem Nachbar, und der war nicht zu finden.

Nachdem die Soldaten eine Viertelstunde gewartet hatten, zogen sie wieder ab; im Grunde war an dem erbeuteten Pferde mehr gelegen, als an dem Reiter.

Es war still, ganz still.

Philipp hörte nur von fern her das Singen der Soldaten, die den ersten Abend auf Feindesgebiet bei fröhlichem Gelage feierten.

Durch eine schmale Ritze in der Thüre, durch die allein ein matter Schimmer des Tageslichts einfiel, bemerkte er, daß die Dämmerung hereinbrach.

Jetzt ertönten Trompetensignale. Ohne Zweifel brachen die Piemontesen auf, um nach Viterbo zu marschieren.

Aber ein Teil derselben mußte bei der Quercia zurückgelassen worden sein, da der Gesang, wenn auch schwächer, andauerte.

Eine Stunde nach der andern verging, und niemand kam, Philipp aus seinem Versteck zu befreien.

Er zündete ein Schwefelhölzchen an: die Uhr zeigte die zehnte Stunde.

Der Gesang der Soldaten war verstummt; kein Ton, kein Laut unterbrach die nächtliche Stille.

Um die endlos lange Zeit zu vertreiben, brannte Philipp eine Zigarette an, eine zweite, eine dritte; endlich stemmte er sich gegen die Thüre, um sie mit Gewalt aufzudrücken; allein das Schloß gab nicht nach.

So mochte wieder eine Stunde verflossen sein, für ihn eine Ewigkeit, als er leise Schritte hörte. Der Schlüssel wurde in das Schloß gesteckt und umgedreht, und die Thüre ging auf.

„Folget mir!“ sprach der Bauersmann leise.

Sie gingen vornübergebückt durch das Dunkel der Nacht an einigen Hecken dahin, bis sie außerhalb des Dorfes waren.

Nach etwa fünf Minuten gelangten beide zu einer Mühle, wo sie Licht bemerkten.

Der Bauer klopfte leise an die Thüre; der Müller öffnete.

„Seid willkommen!“ sprach dieser, und fügte dann lächelnd hinzu: „Ich sollte eigentlich den Vogel, der in mein Netz geflogen, ausliefern; aber, bei der Madonna della Quercia! Ihr seid bei mir sicher. Eine kleine Umwandlung müßt Ihr Euch freilich gefallen lassen. Doch zuvor kommt und erquicket Euch; denn Ihr werdet von dem langen Warten hungrig geworden sein.“

Des Müllers Töchterlein; Speranza, trug Wein, Brot und Käse auf, und Philipp ließ es sich wohl schmecken, während der Müller und der Bauer ihm über den Einzug der Piemontesen und ihren Marsch nach Viterbo erzählten. Dann ging's zur Ruhe.

Als Philipp am Morgen aufwachte und sich ankleiden wollte, fand er an Stelle seiner Uniform einen weißgrauen Müllers-Anzug. Er schien wie für ihn gemacht zu sein.

„Wenn mich jetzt mein Liebchen sähe," sprach er und mußte laut auflachen über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen.

Der Müller war mit seinen beiden Knechten schon an der Arbeit; alle drei begrüßten ihn freundlich und reichten ihm die Hand. Speranza brachte das Frühstück. Während desselben mußte Philipp erzählen, aus welchem Lande er geboren sei, wie lange er schon in päpstlichen Diensten stehe und dergleichen, wohingegen er erfuhr, daß Speranza das einzige Kind des Müllers sei, da drei Söhne früh gestorben waren und ein vierter bei seiner Geburt die Mutter nur um wenige Stunden überlebt hatte.

„Gegen Mittag," sprach der Alte, „habe ich einen Karren Mehl in die Stadt zu fahren; wenn Ihr wollt,

ſtreckt Ihr Euch auf die Säcke aus und ſeht Euch Viterbo unter den neuen Herren an. Aber macht Euch vorher das Geſicht weiß und pudert die Haare mit Mehl; ſonſt könnte jemand Euch trotz des Anzugs wiedererkennen."

Als Philipp ſpäter ins Wirtshaus ging, fand er dort auch einige piemonteſiſche Soldaten.

Der Wirt, der von allem wußte, ſchaute ihn lächelnd an und begrüßte ihn mit dem Namen Peppino, der im Volksmunde gewöhnlichen Umgeſtaltung des Wortes Giuſeppe, Giuſeppino für Joſeph.

Als er ihm ein Glas Wein vorſetzte, flüſterte er ihm zu:

„Thut den Ring vom Finger; der verrät Euch!"

Am Nachmittage fuhr Philipp mit dem Müller in die Stadt. Am Rathauſe und an einigen wenigen andern Häuſern war die italieniſche grün-weiß-rote Fahne ausgeſteckt; in den Straßen war wohl regeres Leben als ſonſt, aber es ſchien weit mehr Neugierde, als Begeiſterung zu ſein, was die Leute beherrſchte. Was ihm auffiel, war die große Zahl zweifelhafter Exiſtenzen, darunter rechte Galgengeſichter, die er früher nie in Viterbo geſehen hatte, und vorwiegend dieſes Gelichter war es, das den Lärm machte und „Evviva l'Italia, morte al Papa!" ſchrie.

Als Philipp auf der Heimfahrt am Abende dem Müller darüber eine Bemerkung machte, gab ihm dieser zur Antwort:

„Ihr habt's freilich in Eurem Versteck nicht sehen können, aber hinter den piemontesischen Truppen ist eine ganze Bande von Gesindel gekommen, lauter Patrioten, die mit nach Rom ziehen, in der Hoffnung, bei der Plünderung der Stadt reiche Beute zu machen."

Im ganzen Dorfe wußte man, wer der neue Müllerknecht in der Mühle war; allein es fiel keinem Menschen ein, ihn den Piemontesen zu verraten. Man nannte ihn allgemein Peppino, und jedermann war freundlich gegen ihn.[1])

Philipp brannte, nach Rom zu kommen. Wenn er auch nicht hoffen durfte, in die Stadt zu gelangen und neben seine Kameraden in Reih und Glied zu treten, wenn's zum Kampfe kam, so mußten seine Freunde doch mit jedem Tage mehr um ihn, den Verschollenen, besorgt sein. Sein Ehrgefühl drängte ihn zudem, sich vor seinem Oberst zu rechtfertigen; und wenn die Stadt erobert und der Papst genötigt wurde, seine Truppen zu entlassen, so hatte Philipp in seiner Wohnung ja erst alles zu regeln, bevor er

[1]) Die ganze Episode ist im wesentlichen historisch.

fortging, und endlich bot ihm einzig sein Kreditbrief auf das deutsche Bankhaus Kolb die Mittel und die Möglichkeit zu einer anständigen Heimreise.

Als er daher erfuhr, daß am nächsten Morgen ein Bauer nach Rom fahre, um Wein für die italienischen Truppen zu liefern, beschloß er, sich diesem anzuschließen.

Sein Abschied von seinem Retter, wie von dem Müller war ein überaus herzlicher; um sich erkenntlich zu erweisen, bot er ersterem seine goldene Uhr mit Kette an, um dafür dessen silberne Uhr als Andenken einzutauschen, zumal jene den Müllersknecht leicht hätte in Verdacht und Verlegenheit bringen können.

Der Müller sah ihn recht ungern scheiden. Sein Herz hing mit ganzer Seele an seinem einzigen Kinde. Lange schon hatte er für sie einen Gatten gesucht und keinen Bewerber würdig gefunden, dem er Speranza samt seinem ansehnlichen Besitztum hätte geben mögen. Philipp, ja, der wäre ihm ein genehmer Schwiegersohn gewesen. Auch Speranza hatte sofort am Abende an dem schmucken päpstlichen Soldaten Gefallen gefunden; sein Mißgeschick ging ihr zu Herzen; was sollte aus ihm werden, wenn Rom erobert und das päpstliche Heer aufgelöst wurde?

„Willst Du nicht hier bleiben?“ fragte sie errötend, als Philipp von ihr Abschied nahm. „Ich will Deine Uniform,“ fügte sie hinzu, „bewahren und behüten, bis Du wiederkommst.“ —

Der Weinkärner brauchte zu der Reise nach Rom zwei Tage; als Reisegefährten hatte er eine Bande jener „Patrioten“, die im kleinen an dem Raube im großen teilnehmen wollten.

Wiederholt mußte Philipp sich und seinen Gefühlen Gewalt anthun, wenn diese Kanaille sich als Befreier der unglücklichen Römer aufspielte, oder von den empörendsten Grausamkeiten und Gemeinheiten zu erzählen wußte, welche die Fremdlinge, besonders aber die verhaßten Tedeschi in Rom verübt haben sollten.

So gelangte Philipp, der jetzige Müllersknecht, am 15. September vor Rom an, als die Stadt bereits rings von den feindlichen Truppen eingeschlossen war.

Die folgenden Tage hatte er Zeit und Muße, sich das Leben im piemontesischen Lager anzuschauen, und das Bild war bunt und interessant genug.

Das italienische Heer mochte gegen 80,000 Mann zählen; das Hauptquartier des Oberbefehlshabers, des

Generals Cadorna, war bei der Kirche und im Kloster der hl. Agnes an der Via Nomentana.[1])

Wiederholt sah Philipp dort den preußischen Gesandten beim Heil. Stuhle von Arnim, der aus der Stadt in das Lager kam: für Philipp ein unlösbares Rätsel. Freilich, wie konnte er ahnen, daß Bismarck den Diplomaten nach Rom geschickt hatte als Drohung für den Hof in Florenz, wo die Aktionspartei im Gefolge Garibaldi's und selbst der König dem Gedanken einer Unterstützung Frankreichs noch keineswegs entsagt hatten. In Rom knüpfte man freilich an Arnim's Erscheinen die übertriebensten Hoffnungen. —

Die Zahl der „Patrioten" im Gefolge der piemontesischen Armee wuchs von Tag zu Tag; Philipp schätzte sie auf mehrere Tausend. Da die meisten ohne alle Mittel waren, sah General Cadorna sich genötigt, ihnen einen täglichen Sold zu zahlen. Trotzdem liefen beim Kommando unabläßig Klagen ein über Diebstähle, welche auf den Bauernhöfen der Campagna von diesen „Bravi" verübt worden waren. Daß Cadorna dieses Gesindel gewähren ließ, hatte schon darin seinen Grund,

[1]) Dort kampierte zunächst das Kommando der Bersaglieri; Cadorna selber hatte seinen Stab weiter entlegen auf einem Gehöfte, dem Casale dei pazzi.

daß er es bei der Einnahme der Stadt nötig hatte, um in den Straßen „Enthusiasmus“ zu machen.[1])

Übrigens gab es unter ihnen auch „Signori“, promovierte Gauner, die über Geld verfügten, in den Osterien der Campagna die Zeit mit Karten- und Ballspiel vertrieben und aus den Zeitungen, welche aus Florenz täglich ins Lager kamen, eifrig in Politik thaten.

Vier solcher Ehrenmänner lernte Philipp in einer bekannten Schenke an der nomentanischen Straße zwischen Porta Pia und Sant' Agnese kennen; sie machten aus ihren Plänen und Absichten kein Hehl, und so war Philipp eines Tages Zuhörer folgender Unterredung.

„Als ich,“ sagte einer, „Anno siebenundsechzig in Rom war, — damals ja schon sollte Garibaldi das Krähennest ausheben, — da hat mir am besten die Kirche al Gesù gefallen. Accidente! Da ist ein Reichtum drin! Ich hatte mit einem Hebräer im Ghetto schon verabredet, wie das Geschäft gehen sollte. Da

[1]) Einen Monat nach Eroberung Roms konnte noch jemand aus Florenz schreiben: „Seit zwei Monaten sind in der Stadt keine Diebstähle, Einbrüche u. dergl. vorgekommen, die sonst fast an der Tagesordnung waren. Man könnte jetzt bei offenen Hausthüren schlafen.“

kamen aber die verfluchten Franzosen und machten mir einen Strich durch die Rechnung. Nun, jetzt soll ganz gewiß mein erster Gang nach al Gesù sein."[1])

„Leichter kommt man bei den Nonnen zum Ziel," sprach ein anderer, der sich durch seine rote Bluse als ehemaligen Garibaldianer auswies. „Wir dringen da zu zwei oder drei ins Kloster, um nach versteckten päpstlichen Soldaten zu forschen. Bei solch einer Haussuchung müssen sich alle Kisten und Kasten öffnen, und in ihrer Todesangst geben die Betschwestern, was man haben will."[2])

„Am reichsten ist der Tisch gedeckt bei den päpstlichen Aristokraten," sprach ein dritter, den seine Kol-

[1]) Daß es auf diese Kirche der Jesuiten ganz besonders abgesehen sei, war selbst dem General Cadorna bekannt, der deshalb sofort beim Einzuge einen starken Militärposten an die geschlossenen Kirchthüren beorderte.

[2]) Der General Cadorna selber berichtet in seinem amtlichen Rapport an das Ministerium zu Florenz (La liberazione di Roma, p. 253) von einem solchen Überfall im Kloster Sacrè Coeur auf Trinità bei monti, ausgeführt unter dem Vorwande, nach versteckten Zuaven zu suchen. Das Kloster aber steht unter französischem Protektorat, und so reklamierte die Botschaft. Es wurde eine strenge Untersuchung angestellt; allein man konnte der Übelthäter nicht habhaft werden. Ebenso, fährt Cadorna fort, drangen fünf Individuen in das irländische Kolleg unter dem gleichen Vorwande; auch ihrer hat man nicht habhaft werden können."

legen scherzweise „Gasparone“ nannten, nach dem berüchtigtsten Banditen jener Zeit. „Da sind die Borgheſe, die Chigi, die Aldobrandini, die Altieri, wo die Rollen von Marenghi (Goldstücke) in ganzen Haufen aufgestapelt liegen.“

„Du bist wohl nie in Rom gewesen, Gasparone?“ spöttelte der erste; „sonst würdest Du wissen, daß alle Paläste durch mächtige Portoni, und alle Fenster im Erdgeschoß durch eisernes Gitterwerk versperrt sind. Zudem, wird uns Cadorna nicht auf die Finger hauen, wenn wir uns an Privateigentum wagen? Aber Kirchen und Klöster, die gehören der italienischen Nation, und zu dieser zählen auch wir.“

„Sind wir erst nur mal drin,“ sprach der rote Garibaldianer, „dann wird sich alles von selber machen. Wenn Du übrigens von al Gesù sprichst,“ wandte er sich an den ersten Sprecher, „so ist doch wohl noch mehr in der Sakristei und der Schatzkammer von Sankt Peter zu finden.“

„Und gar im Vatikan!“ rief lachend Gasparone. „Der Heilige Vater gibt uns noch seinen Segen, wenn wir ihm den Palast nicht über dem Kopfe in Brand stecken!“ —

Eines Tages kam von Veletri ein Karren mit Weinfässern, die für einen Wirt in Rom bestimmt waren. Der Absender mußte wohl noch nicht erfahren haben, daß die Stadt ringsum eingeschlossen und alle Thore versperrt seien. Da aber im Lager Mangel an Wein herrschte, wie denn überhaupt für die Verproviantierung der Armee herzlich schlecht gesorgt war, so wurde der Kärner veranlaßt, seinen Wein den Soldaten zu verkaufen. Da ging's denn recht lustig her; für Philipp aber war es charakteristisch, daß die Soldaten dabei den Heiligen Vater hoch leben ließen, dafür aber auf den Tod Antonelli's und der Ausländer tranken. —

„Haben Sie die piemontesischen Truppen beobachten können, die heute vor der Stadt eingetroffen sind?" fragte der alte Marquis de Montbel, als er am Abende des 17. September seinen Freund, den Erzbischof de Merode besuchte.

„Ich habe auf Monte Pairoli und in der Ebene ihre Waffen heute mittag im Sonnenschein blitzen sehen," antwortete de Merode und setzte dann hinzu: „Es sind die Raben, welche den Leichnam umkreisen."

„Parbleu, haben denn Sie weniger Hoffnung, als der Heil. Vater?"

„Ich bin nicht so fromm, als Pio nono," antwortete bitter lächelnd der Erzbischof, „aber ich bin gewiß, daß die Enttäuschung auf *seiner* Seite sein wird."

„Wieder und wieder habe ich in diesen Tagen gewünscht," sprach der Marquis, „zwanzig oder dreißig Jahre voraussehen zu können, welche Entwickelung die Dinge nehmen werden. Viktor Emanuel wird ja seinerseits alles zu thun geneigt sein, dem Papste den Verlust des Patrimoniums weniger empfindlich zu machen; allein die Loge und die Feinde der Kirche sind mächtiger, als des Königs Wille. Der Papst wird ein Gefangener im Vatikan sein. Und das wird auch das Los für seine Nachfolger werden. Aber das kann doch auf die Dauer nicht so bleiben, und ich sehe keinen anderen Ausweg, als daß der Papst entweder das **fait accompli** anerkennt, damit aber zum Hofbischof des Königs von Italien hinabsinkt, der, wie in der alten byzantinischen Zeit, seine Kreaturen auf den Stuhl Petri setzen wird, oder aber . . ."

„Ich habe Ihnen," unterbrach ihn der Erzbischof, „schon früher einmal gesagt, daß man in der Geschichte Roms und der Kirche nicht mit Wochen und Monaten rechnen darf. Gewiß, die Verhältnisse drängen von selber dazu, daß Rom wie zur Hauptstadt Italiens, so

auch zur Residenz des Königs gemacht wird. Es wird von der beiderseitigen Klugheit abhängen, wie lange sich ein wenigstens leidliches Verhältnis zwischen Papst und König, zwischen dem Heil. Stuhle und der italienischen Regierung erhalten läßt."

„Aber wird dann bis in zwanzig, dreißig Jahren nicht schon die Zeit das Geschehene legalisieren?" fragte der Marquis.

„Niemals," antwortete de Merode, „wird der Papst und wird die katholische Welt die Beraubung und Unterdrückung des Heil. Stuhles unter eine italienische Regierung als geschehene Thatsache anerkennen. Es gibt nur eine einzige Lösung für die römische Frage; allein diese Lösung wird schwerlich in einem Menschenalter reifen."

„Und wenn sie erst nach einem halben Jahrhundert, und selbst darüber, reifte, wie denken Sie sich dann dieselbe?" fragte der Marquis.

„Es werden dabei," sprach nach einigem Nachsinnen der Erzbischof, „ebensosehr die Charaktere und Temperamente des jeweiligen Papstes und Königs und ihrer Räte, wie die großen politischen Verhältnisse von Einfluß sein, und ich bin kein Prophet, um darüber jetzt schon etwas voraussagen zu können. Aber einen

Ausgleich wird man auf beiden Seiten wünschen und suchen, und dieser kann nur durch Konzessionen von hüben und drüben erreicht werden. Gebe der Himmel, daß die nächsten Nachfolger Pius' IX. ruhige und bedachtsame Männer seien und ebenso kluge Staats-Sekretäre an ihrer Seite haben! An eine Wiederherstellung des alten Kirchenstaates im früheren Umfange wird niemand mehr denken. Aber wenn ich auch davon absehe, daß die Bevölkerung der italienischen Halbinsel im Norden nach Abstammung, Geschichte und Charakter grundverschieden ist von der im Süden, und Mailand und Neapel innerlich weiter voneinander entfernt sind, als Europa und Amerika: liegt nicht Dauer und Bestand der savoyischen Dynastie in Gottes Hand? Rom ist zu lange die Stadt der Päpste gewesen, als daß selbst die ärgste Zerstörungswut ihr auch äußerlich dieses Gepräge nehmen könnte. Nicht das Papsttum wird je in die Notlage kommen, vor Italien auf die Knie zu fallen; aber die Nation wird Heil und Rettung suchen bei der Kirche. Und dann wird das Engelwort von Bethlehem für den Heil. Stuhl, wie für Italien zur Wahrheit werden: In terra pax hominibus bonae voluntatis."

IV. Kapitel.

Gerettet.

Bei der Kirche der hl. Agnes vor der Porta Pia, wo der Generalstab des feindlichen Heeres sich einquartiert hatte, waren die lateranensischen Chorherrn, welche den Dienst bei dem Heiligtume versehen, gezwungen worden, den größten Teil des Klosters dem Militär einzuräumen. Dasselbe war bei San Lorenzo und bei San Pancrazio geschehen, wo die Klöster der Kapuziner und der Franziskaner zu Kasernen umgeschaffen worden waren. Zudem hatten alle Landhäuser und Bauernhöfe der Campagna soviel Soldaten aufnehmen müssen, als nur eben unterzubringen waren. Daher blieb für all das Volk, das dem Heere gefolgt war, kaum eine andere Lagerstätte, als der harte Boden unter freiem Himmel.

So drückend für jene Ordensleute diese Einquartierung war, so hatten sie doch an den Soldaten Schutz gegen die Diebeshände der „Patrioten", die sich gar zu gern in den Kirchen außerhalb der Thore in dem

geübt hätten, was sie nach der Eroberung in den Kirchen in der Stadt thun zu dürfen hofften.

„Wer von Euch," sagte eines Tages Gasparone, als er mit seinen Genossen wieder zusammen in dem Hofe des Wirtshauses an der Via Nomentana saß, „wer von Euch steigt mit mir in die Katakomben hinunter? Dort sind Tausende von alten Christen begraben, und in jener Zeit des Reichtums hat man den Toten Goldschmuck und andere Kostbarkeiten mit ins Grab gegeben. Das ist ein totes Kapital, das da seit anderthalbtausend Jahren begraben liegt."

„Per Bacco!" rief der in der roten Bluse, „da bin ich mit dabei!"

„Und ich! Und ich!" riefen die andern.

„Ich langweile mich hier zu Tode," fuhr Gasparone fort; „da ist die Arbeit in den Katakomben der beste Zeitvertreib. Wir brechen mit Hacken und Beilen Grab um Grab auf, und die Heiligen droben im Himmel werden nichts dagegen haben, wenn wir armen Teufel die Schätze ihrer Gräber zum Wohle der Lebenden verwenden."

„Aber," bemerkte Philipp, der dem Gespräche zugehört hatte und der vor der geplanten frevelhaften Schändung der Gräber erschauderte, „wie ich gehört

habe, sind die Katakomben ein Labyrinth ohne Ende; kein Strahl des Tages dringt in die Finsternis, und wer weiß, was für Schlangen und andere Bestien dort unten hausen?"

„Was das Verirren betrifft," entgegnete Gasparone, „so geben die Gräber, die wir erbrochen haben, ja selber uns den Rückweg an; gegen die Finsternis rüsten wir uns mit Fackeln, und wenn die Geister der Verstorbenen uns nicht behelligen, **per la Madonna!** dann werden wir mit dem Ungeziefer schon fertig werden."

Geister der Verstorbenen! Das war's allein, was bei Gasparone bisher ein ernstliches Bedenken gegen das Unternehmen erhoben hatte. Der Italiener bleibt, wenn er auch noch so verkommen ist, im Herzen gläubig bis zum Aberglauben; — Geister der Verstorbenen in den dunklen Gängen! Diese Vorstellung ließ auch die übrigen verstummen.

„Nun, mit den Geistern," fuhr nach einigem Besinnen Gasparone fort, „werden wir auch noch fertig werden. Wir hören miteinander vorher in der Kirche der hl. Agnes eine Messe für die armen Seelen; dann werden die Geister uns in Ruhe lassen. Einen Stein-

wurf weit hinter der Kirche ist, — das habe ich schon herausgefunden — der Eingang in eine Katakombe."[1])

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und so wurde für den folgenden Tag die Expedition in die Katakomben verabredet und alles, was dazu nötig war, im Laufe des Nachmittags herbeigeschafft.

Da Philipp das frevelhafte Unternehmen um jeden Preis verhüten wollte, wandte er sich, als die Gesellschaft auseinander gegangen, heimlich an einen der Offiziere und machte ihm Mitteilung von dem Plane.

So schlossen sich den Edeln am nächsten Morgen, scheinbar zufällig, einige Soldaten an, die einen vorgeblich aus Andacht, die andern aus Neugierde, und so unangenehm den Räubern diese Gesellschaft war, so konnten sie jetzt doch nicht wohl zurückkehren.

Die Expedition bestand aus acht Personen, vier „Patrioten", Philipp und drei Soldaten. Philipp hatte während seiner Dienstzeit im päpstlichen Heere nie Gelegenheit gefunden, die Katakomben zu besuchen,

[1]) Es sind die Katakomben, welche man damals noch für die der hl. Agnes hielt; heute ist ihr richtiger Name, die ostrianische, festgestellt. Sie ist von dem Jesuitenpater Marchi in den vierziger Jahren durchforscht und gehört zu den interessantesten und ausgedehntesten Katakomben der ewigen Stadt.

da zu jener Zeit nur der Kardinal Reisach dann und wann eine ausgewählte Anzahl von Landsleuten dorthin geleitete. So hatte auch für ihn dieser Besuch einen mächtigen Reiz, wenngleich er ihn lieber in anderer Gesellschaft gemacht hätte.

„Per Bacco! ich habe seit langem nicht so andächtig gebetet, wie diesen Morgen," sprach Gasparone ärgerlich für sich; „aber wenn's heute denn auch der Soldaten wegen nichts gibt, so will ich zunächst die Dinge dort unten anschauen, und in der folgenden Nacht kehren wir allein zurück."

Die verschlossene Thüre wurde mit Äxten erbrochen; man zündete die mitgebrachten Kerzen an, und so ging es die Treppe hinunter in die Tiefe, einer hinter dem andern.

Gasparone und seine Gefährten hatten schon mehr denn einmal nachts Einbrüche in Kirchen ausgeführt; allein noch niemals war es ihnen dabei so unheimlich gewesen, als jetzt, wo sie in das Dunkel der Katakomben hinabstiegen und dann die lange Gräberstraße durchschritten, die vor ihnen lag. Das Kerzenlicht erleuchtete nur spärlich die braunen Tuffwände der schmalen Straße, in welcher sich neben und übereinander ein Grab an das andere reihte. Allein die Gräber

waren nicht geschlossen; räuberische Hände hatten schon vor Jahrhunderten dieselben erbrochen, und man sah nur die bleichen Gebeine in den vertieften Grabnischen rechts und links liegen, ein grausenhafter Anblick für die Italiener.

Ohne ein Wort zu sprechen, schritten sie, Gasparone an der Spitze, langsam und vorsichtig vorwärts; kaum wagten sie, einen verstohlenen Blick in die Gänge zu werfen, welche bald rechts bald links sich mit undurchdringlichem Dunkel öffneten.

An einzelnen Stellen waren größere Nischengräber, halbkreisförmig überwölbt, in der Wand ausgebrochen; hier und da hatte man Bruchstücke von Marmorplatten eingefügt, mit altchristlichen Inschriften oder Symbolen; für unsere Wanderer bloß Markſteine, um den Ausgang wieder zu finden.

Wenn Gasparone und seine Gesellen beim Anblick all der offenen Gräber enttäuscht waren, so mußten sicherlich doch weiter in die Katakomben hinein sich die erwarteten geschlossenen Gräber mit ihren alten Schätzen finden. Als daher die Straße rechts abbog, setzte man den Weg dorthin fort, obgleich die meisten am liebsten wieder zurückgekehrt wären.

Je weiter es ging, um so unheimlicher wurde es in dieser öden Totenstadt tief unter der Erde. Hatte der eine oder der andere eine Bemerkung zu machen, so wagte er es nur leise und mit unterdrückter Stimme zu thun, als hätte er gefürchtet, die Toten zu wecken.

Teils aus Neugierde, mehr aber, um ein wenig Pause zu machen, blieb die Gesellschaft vor einem Arcosolium oder Nischengrabe stehen, das in der Wölbung, wie in dem halbkreisförmigen Hintergrunde mit Figuren bemalt war. Das Hauptbild war eine Muttergottes, mit ausgebreiteten Armen betend, vor sich das göttliche Kind. Aber wie ernst schaute die heilige Mutter die Männer an! Der strafende Blick traf jeden der vier Raubgesellen ins Herz. Philipp dagegen, welcher der letzte in der Reihe war, fühlte sich vor dem Bilde der betenden Gottesmutter tief ergriffen. O, wenn sie doch im Himmel für den Heil. Vater, für Rom und auch für ihn beten wollte! Er konnte es sich nicht versagen, auf einige Augenblicke vor dem Bilde hinzuknien und alle seine Anliegen der hl. Jungfrau zu empfehlen.[1])

[1]) Das Gemälde, das aus dem vierten Jahrhunderte stammt, bietet das erste Muttergottesbild, das in den Katakomben gefunden worden ist. Seitdem haben die Ausgrabungen eine ganze Anzahl weiterer Madonnen-Bilder ergeben, von denen das

Auf der weitern Wanderung öffnete sich eine große Doppelkapelle, die sich zu beiden Seiten des Weges in der Form von zwei einander gegenüberliegenden Grabkammern ausdehnte.

Hier nun mußten sich gewiß noch geschlossene Gräber finden, und so trat die Gesellschaft ein. Der größere Raum, den man zuerst besuchte, war durch kleine Säulen und Pilaster, aus dem natürlichen Gestein ausgehauen, in mehrere Abteilungen geschieden; in einem engeren Raume im Hintergrunde war aus dem Tuff ein bischöflicher Stuhl ausgehauen. Einige kleine Nischen in der Wand hatten wohl für Lampen gedient. Die gegenüberliegende Kapelle war kleiner. Das Ganze ist eine unterirdische Kirche, eine der größten, die man in den Katakomben gefunden hat.

„Also hier," sprach Philipp, der seine Empfindungen nicht zurückhalten konnte, „haben vor anderthalbtausend Jahren sich die ersten Christen zum Gottesdienste versammelt! Das waren Zeiten harter Bedrängnis, wo die Gläubigen unter dem Boden eine Zuflucht suchen mußten. Wenn die Christen von da-

älteste in die apostolische Zeit hinaufreicht. Auf unserm Gemälde ist rechts und links das Monogramm Christi gemalt, d. h. die verschlungenen beiden ersten Buchstaben des griechischen Wortes XPICTOC, Christus (X = Ch, P = R.)

Ein Muttergottesbild aus dem 4. Jahrhundert.

mals aus ihren Gräbern erstehen könnten, wie würden sie sich wundern, Rom in eine christliche Stadt, reich an den herrlichsten Kirchen, umgewandelt und den Erdkreis dem Kreuze unterworfen zu sehen! Damals konnten," wagte Philipp mit naheliegender Anwendung hinzuzufügen, „die mächtigen, die Welt beherrschenden Kaiser wohl die Kirche bedrängen und verfolgen; aber mächtiger als sie, war der Gott, für den die Martyrer starben, dessen Bekenner sich hierher unter die Erde flüchteten."

Die übrige Gesellschaft war durch die Wanderung in den Katakomben in eine Stimmung versetzt worden, daß sie willig anhörte, was Philipp sagte.

Die beiden Kapellen enthielten kein einziges geschlossenes Grab. Und doch war man schon eine Viertelstunde weit in die Katakomben vorgedrungen!

Bekanntlich gibt es nur wenige dieser unterirdischen Friedhöfe der ewigen Stadt, deren Gräber wenigstens der Mehrzahl nach unverletzt sind. Im Laufe der Jahrhunderte sind bei manchen durch natürliche Einflüsse die Verschlußplatten heruntergefallen, andere sind durch barbarische Hände von fremden Kriegsknechten und mehr noch von den Römern selber erbrochen worden, andere wurden kirchlicherseits geöffnet, weil dort, wie man annahm, Leiber von Martyrern ruhten. Gas-

parone und seine Gefährten hatten davon keine Ahnung gehabt, als sie den Besuch beschlossen; je weiter sie jetzt vorgedrungen waren, um so mehr fühlten sie sich enttäuscht.

Da unten war für sie nichts zu holen.

„Wir wollen zurückkehren," sprach Gasparone, und keiner von den anderen hatte etwas dagegen einzuwenden.

Nun war aber die Gesellschaft bald in die eine, bald in die andere der beiden Kapellen getreten; in dem Gange fand sich keinerlei Merkzeichen; die eine Grabnische war wie die andere: so stand man auf einmal ratlos da.

Dieser wollte den Ausgang aus den Katakomben rechts, jener links haben.

Das Wort Gasparone's entschied; allein bald wurde das Gewirr der sich kreuzenden Straßen so groß, daß kein Zweifel mehr übrig blieb, man habe den verkehrten Weg eingeschlagen.

Also zurück!

So kam Philipp an die Spitze des Zuges.

Aber er war, in seine eigenen Gedanken vertieft, den übrigen nachgegangen, ohne sich irgend ein Zeichen

zu merken; kein Wunder, wenn er bald eine verkehrte Straße einschlug.

„Accidente!“ rief Gasparone fluchend, „wir haben uns verirrt, und wenn die Madonna uns nicht hilft, weiß ich nicht, wie wir herauskommen.“

Die Lage fing an, um so kritischer zu werden, als die Kerzen schon stark herabgebrannt waren.

„Die in der Mitte gehen,“ befahl Gasparone, „sollen ihre Lichter ausblasen, um zu sparen!“

Es geschah, aber nun wurde es in dem Dunkel noch viel unheimlicher. Einem jeden klopfte das Herz, und so kalt es in den Katakomben war, allen stand der Schweiß auf der Stirne.

Philipp hatte in seinem Leben nie so inbrünstig gebetet; aber er bewahrte doch von allen noch am meisten Ruhe und Besonnenheit. Nein, die Heiligen, deren Gebeine hier ringsumher ruhten, ließen ihn nicht eines jämmerlichen Todes in ihrer Ruhestätte des Friedens sterben!

Und sein Vertrauen war kein eiteles. Die Wanderer mochten eine halbe Stunde umhergeirrt sein, als sie wieder an die Doppelkapelle gelangten.

Wie freuten sich alle, als sie bald nachher das Muttergottesbild sahen, so ernst und vorwurfsvoll es sie auch anblicken mochte!

Indem sie ihre Schritte beschleunigten, gelangten sie wieder an den Fuß der Treppe, und wie aus Einem Munde riefen alle: „Gott sei Dank!“ als sie jetzt ins Freie, an das helle, warme Sonnenlicht des Tages traten und ihre Augen über die weite, lachende Landschaft schweifen ließen.

„Ich habe dem hl. Ignatius gelobt und versprochen,“ sprach Gasparone, als die Gesellschaft sich am Nachmittage wieder in der Schenke zusammenfand, „daß ich keinen Fuß in seine Kirche von al Gesù setzen wolle, wenn er mich glücklich wieder ans Tageslicht führe.“

Ähnliche fromme Gelübde hatten auch die anderen drei Strolche in ihrer Angst gemacht; aber sie beruhigten sich jetzt über die übernommene Verpflichtung durch den Vorsatz, desto gründlicher in andern Kirchen zu arbeiten.

Für Philipp blieben jene Stunden unvergeßlich, der Eindruck, den die heilige Totenstadt auf sein gläubiges Gemüt gemacht, das Bild des Heldenmutes der ersten Christen, das ihm hier so monumental vor Augen

getreten war, die Inbrunst, mit der er in seiner Angst gebetet, die Freude, als er wieder den ersten Schimmer des Tageslichtes geschaut hatte.

Seit einigen Tagen trug er einen Brief an seine Geliebte, mit Bleistift geschrieben, halb vollendet in der Tasche; der mußte heute mit der Schilderung seines Abenteuers in den Katakomben geschlossen werden! Hatte er ja vor dem Bilde der Madonna auch für seine Marie aus Herzensgrund gebetet.

Daß er sich in den Katakomben verirrt hatte, war wieder sein angeborenes Pech gewesen. —

Mit jedem Tage wurde für Philipp das Lagern und Lungern vor Rom unerträglicher. Die Gesellschaft, mit der er verkehren mußte, ekelte ihn an; mochte er sich auch an Entbehrungen gewohnt haben, so fühlte er doch, wie seine Gesundheit unter der jetzigen Lebensweise litt; zudem ging seine Barschaft zu Ende, und wer mochte sagen, wie lange die Belagerung sich noch hinziehen werde?

Wie gern hätte Philipp seinen Kameraden und Freunden in der Stadt irgend eine Nachricht, ein Lebenszeichen von sich zukommen lassen!

Allein alle Thore waren geschlossen, und vor jedem derselben war eine Schanze aufgeworfen, um

vor einem etwaigen plötzlichen Überfalle gesichert zu sein. Aus jeder Schanze schaute drohend eine Kanone heraus; oben patrouillierte eine Wache mit geladenem Gewehre.

Indem er an allen Thoren die Runde machte, fand Philipp die Porta Cavallegieri am Vatikan am ehesten für sein Vorhaben geeignet. Dort standen, nur durch eine breite Straße von der Stadtmauer getrennt, mehrere Häuser; die Päpstlichen hatten die Einwohner unbehelligt in denselben belassen, da es außer Frage lag, daß die Piemontesen nicht am Vatikan in die Stadt einzubrechen suchen würden. Aus einem oberen Fenster konnte Philipp sich mit dem Posten auf der Stadtmauer verständigen und den wachhabenden Offizier berufen, vor ihm sich durch Übergabe seiner Consegna und anderer Militärpapiere ausweisen. Und selbst wenn man diesen Zeugnissen nicht traute, da sie ja von einem getöteten päpstlichen Soldaten stammen konnten, so brauchte man ja nur einen von den Zuavenoffizieren kommen zu lassen, um jeden Zweifel zu heben.

Diesmal hatte Philipp kein Pech.

Der Carabiniere, der gerade die Wache hatte, war ein deutscher Landsmann, der sich nicht wenig verwunderte, als er plötzlich in seiner Muttersprache angerufen wurde.

„Ich werde unſeren Lieutnant, den Grafen Schmiſing Kerſſenbrock, rufen," gab er zur Antwort.

„Ah, den kenne ich ja! Nennen Sie meinen Namen, Philipp von Zaggenberg!"

Der Graf kam und ließ ſich kurz alles auseinanderſetzen.

„Ich muß einen Rapport machen," ſprach er; „aber Hauptmann Hefner von Ihrem Regiment ſteht bei Porta Angelica unter dem vatikaniſchen Palaſt; dem will ich's ſofort ſagen laſſen."

Eine Stunde ſpäter knarrte das Thor von Porta Cavallegieri in ſeinen Angeln, um den draußen Harrenden aufzunehmen, der vom Grafen Schmiſing, dem Hauptmann Hefner und den übrigen Soldaten auf das herzlichſte begrüßt wurde.

Philipps erſter Gang war natürlich in die Kaſerne der Zuaven, welche in der Nähe, an der Via Lungara lag, um den Müllersanzug wieder mit der Uniform zu vertauſchen und ſich raſieren zu laſſen; dann eilte er in die Wohnung ſeines Oberſten.

Am Abende ſaß in einem der erſten Reſtaurants am Corſo eine heitere Geſellſchaft bei einander und ergötzte ſich an Philipps Schilderung ſeiner Abenteuer.

Unter den Gäſten war auch ſein lieber Freund Max.

V. Kapitel.

Der Gefangene.

Wie Max seiner Geliebten angekündigt, war er gegen Mittag des 14. September mit seinen Waffengefährten unter Charette's Führung glücklich in Rom eingetroffen.

Es war ein überaus anstrengender Marsch von 24 Stunden gewesen, über Stock und Stein, auf schmalen Bergpfaden, da die Straße über Corneto bereits besetzt war. Vom Feinde hart auf dem Fuße verfolgt, hatten die Zuaven sich kaum die notwendigste Ruhe gönnen können. War es doch den Piemontesen gelungen, u. a. dem Lieutenant Kligge, einem braven Westfalen, der in Bagnorea lag, den Weg nach Rom abzuschneiden und ihn mit seinen Leuten gefangen zu nehmen. Um drei Uhr in der Frühe war Charette mit den Zuaven in Civitavecchia angelangt; auf telegraphische Weisung von Rom wurde nach kurzer Rast wieder aufgebrochen, um die letzten acht Stunden zurückzulegen. An der Porta Portese empfing General Kanzler persönlich den Oberst mit seinen Getreuen.

Bereits am folgenden Tage erschienen die Feinde vor den Mauern der ewigen Stadt; am 16. Oktober war Rom ringsum eingeschlossen.

Wie fuhr Max zusammen, als Assunta ihm von der Arretierung ihres Bruders berichtete, der seit gestern auf Monte Citorio in Haft saß!

Die alte Gräfin Roccasecca empfing ihn mit Thränen in den Augen.

„Hat's Dir Assunta gesagt?" fragte sie. „Mein armer Salvatore! Wenn der Junge sich nur kein Leid anthut!"

„Aber was liegt denn gegen ihn vor? Worauf lautet die Anklage?" fragte Max.

„Wenn wir es wüßten! Der Rapport des Untersuchungsrichters ist heute morgen an den Kardinal Antonelli gelangt, und da die Eminenz uns freundlich empfangen und alles versprochen hatte, hoffte ich Salvatore gegen Mittag heimkehren zu sehen. Aber er ist nicht gekommen! Was mag er gethan haben? O mein Gott, was wird mit ihm geschehen?"

Und nun hätte die Gräfin in ihrer Aufregung wohl noch einen Satz hinzugefügt, einen Wunsch, der sich immer lebhafter im Mutterherzen geltend machte,

aber den sie vor Max nicht auszusprechen wagte, den sie vor Assunta auszusprechen nicht gewagt, den sie selber bisher noch im Herzen unterdrückt hatte. Als er zum ersten Male in ihr aufgestiegen, war sie vor ihm erschreckt; aber er war wiedergekommen; zurückgewiesen war er lebhafter und zudringlicher aufgetreten und hatte als Bundesgenossen das Bild ihres armen, und in wer weiß welch schrecklichem Kerker schmachtenden Kindes mitgebracht, — — und so sehr sich ihr treukirchliches, katholisches Empfinden dagegen sträubte, sie konnte den Wunsch nicht mehr aufgeben: „Daß doch die Piemontesen recht bald Herren der Stadt würden, und meinen Sohn wieder in Freiheit setzten!“

Aber nun drängte sich ihr auch sofort die andere Sorge um ihre Tochter im Kloster auf. Und was sollte aus Assunta werden, wenn nach der Eroberung der Stadt die Ausländer im päpstlichen Heere in ihre Heimat zurückgeschickt würden? Löste sich dann nicht auch wahrscheinlich das Verhältnis mit Max?

Es war ein schrecklicher Kampf, den die alte Frau durchzukämpfen hatte, und daß sie ihn allein und ganz still für sich durchkämpfen mußte, ohne auch nur den Mut zu haben, vor jemand, selbst vor ihrer

Tochter, sich darüber auszusprechen, das machte sie so unglücklich.

Max suchte vergebens nach einem Trostworte für die Mutter. Er kannte ja die politische Gesinnung seines zukünftigen Schwagers, und daß Salvatore unbesonnen genug gewesen sein konnte, sich von seinen Gesinnungsgenossen zu Schritten gegen die rechtmäßige Regierung fortreißen zu lassen, stimmte völlig mit seinem Charakter.

Aber dann die Kriegsartikel, die, auf allen Straßen angeheftet, über jedes derartige Unterfangen die schwersten Strafen verhängten![1])

Die schon recht peinlich gewordene Pause unterbrach Max mit der Erklärung, er werde versuchen, beim Instruktionsrichter zu erfahren, was gegen Salvatore vorliege.

„Wie gut Du bist, lieber Max," sprach die Greisin und drückte ihm herzlich die Hand. „Ja, gehe, mein

[1]) Unter Hinweis auf die betreffenden Gesetzes-Artikel verfügte die Proklamation vom 12. September: „Jedes Attentat gegen die Ordnung und gegen die öffentliche Ruhe und jede der päpstlichen Regierung nachteilige Handlung wird summarisch von einem außerordentlichen und besondern Kriegsgericht abgeurteilt werden, ohne Appellation."

Sohn, und thue, was Du kannſt, und bringe uns bald tröſtliche Nachricht!"

Als Max fortgegangen, kam der Gräfin der Gedanke, ihre Tochter im Kloſter zu beſuchen. Die Unterredung mit ihr und der frommen Oberin, ſowie ein Gebet vor dem Allerheiligſten mußte ja Troſt in ihr bekümmertes Herz träufeln.

„Wir waren die vorhergehenden Tage recht beſorgt wegen der uns drohenden Ereigniſſe," ſprach die Oberin. „Was mußte aus dem Heil. Vater, was aus Rom, was aus meinen geiſtlichen Töchtern werden, wenn die Feinde Gottes und der Kirche Herren der Stadt wurden? Wie haben wir unſere Gebete vor dem Tabernakel verdoppelt und den lieben Heiland beſchworen, doch das Schlimmſte von Rom abzuwenden! Und der gütige Gott hat unſer Gebet ſchnell erhört. Heute morgen war ein Prälat bei uns, vom Kardinal-Vikar Patrizi, meinem Onkel, geſchickt, um mir zu ſagen, ich möge ohne Sorge für das Kloſter ſein; die Feinde würden wohl bis an die Thore, aber nicht in die Stadt kommen. Mag nun der Papſt eine Offenbarung darüber von oben erhalten haben, oder hat ſich irgend eine der europäiſchen Mächte, vielleicht gar das ſiegreiche Preußen

seiner in letzter Stunde angenommen und den Piemontesen Halt geboten, — ich bin nunmehr vollkommen ruhig und außer Sorge, und wir beten nur, daß die Drangsal schnell vorübergehen möge."

„Also der Kardinal-Vikar hat expreß einen Monsignore zu Ihnen gesandt, um Ihnen anzukündigen, daß die Feinde wohl vor die Thore, aber nicht in die Stadt eindringen würden?" fragte die Gräfin, die sich selber nicht sagen konnte, ob sie diese Nachricht mit Freude oder mit Kummer aufnehmen solle.

Die Oberin wiederholte ihre Erklärung, und die Gräfin schied mit der recht dringenden Bitte, den frommen Schwestern ein großes Anliegen zu empfehlen.

„Nennen Sie aber meinen Namen nicht, und sagen Sie ja meiner Tochter nichts davon," fügte sie hinzu.

Die jetzt in das Sprechzimmer berufene Tochter bemerkte sofort in den Zügen ihrer Mutter, daß sie leide; aber die Gräfin suchte ihr die Besorgnis auszureden. Sie zwang sich, heiter zu scheinen, wie sie es sonst gewesen, wenn sie ihr Kind im Kloster besucht hatte; allein es wollte ihr nicht gelingen.

Als ob das fromme Kind die Ursache des mütterlichen Kummers geahnt hätte, fragte es, was Salvatore mache und wie es ihm gehe, und die Gräfin wagte nicht, zu antworten, daß es ihm gut gehe. Aber die Thränen, die unwillkürlich in ihre Augen traten, gaben die Antwort.

Bekümmerten Herzens geleitete die Tochter ihre Mutter bis an die aus dem Konvent in die Kirche führende Seitenpforte, wo die strenge Klausur ihr gebot, von der Mutter Abschied zu nehmen.

„Ich habe diese Nacht die Wache vor dem Allerheiligsten," sprach die Nonne beim Scheiden; „ich will ganz besonders für Dich und für Salvatore und für Euch alle beten."

Die Gräfin kniete lange in inbrünstiger Andacht vor dem Altare, um alles Leid und allen Kummer ihres Herzens vor dem Heilande auszuschütten, und Er, der gesagt hat: „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken," er ließ auch sie nicht ungetröstet scheiden, und gefaßter und gottergeben kehrte sie heim.

Als sie nach Hause kam, erwartete Max sie schon mit guter Nachricht.

Gegen Salvatore lag nur jener, allerdings sehr kompromittierende Brief vor; von einer Teilnahme an einem revolutionären Komplott hatte man ihm nichts nachweisen können, wenngleich Verdachtsgründe keineswegs fehlten.

„Ich habe schon Schritte gethan," fügte Max hinzu, „Salvatore wenn auch nur auf einige Augenblicke sprechen zu dürfen, und hoffentlich gelingt es mir auch, ihm eine Erleichterung in der Behandlung zu erwirken."

„Assunta, da, nimm den Schlüssel und nimm aus der obern Schublade einige Goldstücke für Salvatore," sprach die Gräfin, und fügte dann an Max die Frage hinzu:

„Und wie lange kann es wohl noch dauern, bis er wieder in Freiheit gesetzt wird?"

Max zuckte die Achseln.

„Seien wir schon zufrieden mit dieser ersten guten Nachricht, liebe Mutter," sprach Assunta; „ich weiß, daß mein Max alles thun wird, was in seinen Kräften steht, um Salvatore's Los zu erleichtern."

Wider Erwarten erwirkte Max durch besondere Vermittlung die Erlaubnis, den Gefangenen auf kurze

Zeit sehen und sprechen zu dürfen. Die Zuaven waren in allen Kreisen geschätzt und geachtet, da die meisten derselben aus bessern Familien, nicht wenige aus dem hohen und selbst höchsten Adel waren; sie galten zudem als die tapfersten und als moralisch untadelhaftesten Soldaten in der päpstlichen Armee, und so mußte ein Stein schon recht schwer sein, den ein Zuave nicht aus dem Wege zu wälzen vermochte. —

Was hatte, von dem Augenblicke an, wo das eiserne Thor hinter ihm sich geschlossen, Salvatore gelitten, körperlich und geistig!

Das Gefängnis für Untersuchungshaft, die sogenannten Carceri nuovi an der Via Giulia, heute noch um nichts besser, wie vor dreißig Jahren (im Gegenteil!), ist ein dumpfer, wenig gesunder Bau aus dem vorigen Jahrhunderte. In jeder Zelle waren zwei, wohl auch drei Gefangene eingesperrt; ein dünner Strohsack, auf Bretter gelegt, bildete die harte Lagerstätte.

Als Salvatore den schweren eisernen Riegel vor die Thüre seiner Zelle schieben gehört, war eine unsägliche Entmutigung über ihn gekommen. Ohne auf die Begrüßung seiner Mitgefangenen zu achten, hatte er sich auf den Rand seines Bettes gesetzt und den Kopf in beide Hände gestützt.

So saß er da, in sich brütend, kaum eines Gedankens fähig, eine Viertel-, eine Halbestunde. Dann wurde er ruhiger und der Kopf klarer.

Der erste Gedanke war der an seine Mutter. Welche Sorge, welchen Kummer mußte sie um ihn leiden! Gewiß, sie hatte eine Ahnung gehabt von dem, was kommen sollte, als sie ihn so mütterlich-ernst vor Wegen warnte, die nicht zum Heile führten!

„Wie lange," fragte er seine Leidensgenossen, „pflegt die Untersuchungshaft zu dauern?"

„Vierzehn Tage, drei Wochen, wohl auch länger; je nachdem," lautete die Antwort.

Salvatore schauderte zusammen.

So lange in Untersuchung! Und wenn er dann verurteilt würde, vielleicht zu monatelanger Kerkerhaft in der Engelsburg!

Heiße Thränen rollten über seine Wangen.

Er machte sich die bittersten Vorwürfe. In jugendlichem Leichtsinn, ohne auf die Warnungen seines Gewissens zu achten, hatte er selber die Grube gegraben, in die er gestürzt war, während die viel Schuldigeren,

denen er sein Ohr geliehen, durch ihre Klugheit sich vor der Schlinge gehütet hatten.

Seine einzige Hoffnung war die Eroberung der Stadt durch die Italiener, wo dann ja sicherlich alle politischen Gefangenen auf freien Fuß gesetzt wurden. Er durfte dann auch, als Martyrer für die Einheit Italiens, auf schnelle Beförderung im Staatsdienste rechnen. Allein wie lange konnte sich die Belagerung hinziehen! Und wenn eine politische Kombination, unerwartet wie der Sturz des Kaisers Napoleon, die Belagerer zwang, von Rom abzumarschieren? — Nein, nein; das konnte, das durfte nicht geschehen!

Unter solchen Gedanken war die Nacht hereingebrochen, die endlos lange, finstere Nacht, in der kein Schlaf auf Salvatore's Augen gekommen.

Aber während er sich ächzend auf seinem harten Lager hin- und herwälzte, kniete in dem Kirchlein zur ewigen Anbetung auf dem Quirinal eine heilige Seele in nächtlichem Gebete vor dem Allerheiligsten, unter Thränen bittend und flehend zu ihrem göttlichen Bräutigam für ihren Bruder; — ach, sie würde noch glühender, noch inbrünstiger gebetet und gerungen haben, wenn sie gewußt hätte, wo er jetzt war,

was er litt, welche Seelenkämpfe in seinem Innern tobten.

Wie oft werden Menschen vor dem Abgrunde des Verderbens gerettet, ohne eine Ahnung zu haben, daß sie ihr Heil dem Gebete und dem Opfer einer Braut Christi, einer frommen Ordensfrau verdanken!

Ein Kloster gleicht einem Weihrauchfaß. Der Deckel umschließt die Kohlen im Innern und du kannst sie nicht sehen; aber auf der verborgenen Glut als Opfer verbrennend sendet der Weihrauch seinen Duft empor und erfüllt die Luft mit seinen Wohlgerüchen.

Am nächsten Morgen erhielten die Gefangenen eine Mehlsuppe als Frühstück. Salvatore versuchte sie: wer konnte das Zeug essen!

„Du wirst es schon lernen," sprachen seine Leidensgefährten, und ließen sich seine Portion wohl schmecken.

Als das Mittagessen kam, nötigte ihn doch der Hunger, zuzugreifen, und nach dem langen Fasten schmeckte ihm der Erbsenbrei besser, als er erwartet hatte.

Am Nachmittage wurde Salvator aus seiner Zelle abbefohlen: es wolle ihn jemand sprechen.

Wie überraschte es ihn, im Sprechzimmer Max zu finden; wie erfreuten ihn die Mitteilungen, die derselbe ihm machte! Max hatte es bereits unter Vorausbezahlung bei der Intendantur abgemacht, daß Salvatore in die erste Klasse versetzt wurde, wo er eine eigene Zelle erhielt, einen besseren Tisch bekam und auch Bücher zur Lektüre erhalten konnte. Nicht minder tröstlich war für ihn, was Max vom Richter erfahren, da derselbe sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, mildernde Umstände gelten zu lassen.

„Aber meine arme Mutter?“ fragte Salvatore. „Ach, wie viel Schmerz und Herzeleid bereite ich ihr! Sage ihr, daß ich sie um Verzeihung bitte. O, ich bin in dieser Nacht um zehn Jahre älter und verständiger geworden!

Thränen traten in die Augen des Jünglings.

„Ich werde Deine Mutter am besten trösten durch das, was ich ihr von Dir berichten kann,“ antwortete Max.

Der Wärter, welcher der Besprechung beigewohnt, erklärte, daß die zur Unterredung bewilligten fünf Minuten abgelaufen seien.

Salvatore dankte dem Freunde von Herzen für alles, was er ihm gethan und gab ihm tausend Grüße

an Mutter und Schwester mit, auf baldiges Wiedersehen. —

Wenn der Richter sich Max gegenüber wohlgeneigt in Betreff des Gefangenen ausgesprochen, so hatte das seinen Grund im Einflusse des Kardinal-Staatssekretärs.

Als Antonelli am Morgen die Akten des Verhörs und den Brief Salvatore's an den Grafen Ponza di San Martino gelesen, sah sein klares Auge bald, daß man es mit einer jugendlichen Verirrung zu thun habe. „Er mag zur Buße einige Tage in Haft bleiben," sprach er zu dem Untersuchungsrichter, „dann kann er entlassen werden."

VI. Kapitel.

Beim Lateran.

Wie die Zuaven aus Viterbo, so waren auch die übrigen päpstlichen Truppen aus den Garnisonen nach und nach in Rom eingetroffen; die Gesamtmacht belief sich auf etwas über 12,000 Mann.

An eine erfolgreiche Verteidigung der Stadt war mit dieser Hand voll Leuten, die zudem auf den ganzen Umfang der Stadtmauern verteilt werden mußten, gar nicht zu denken; es war daher ringsum in der Umgebung kein Haus abgebrochen, kein Baum gefällt worden, welche den Angreifern als Deckung hätten dienen können.

Aber der Papst konnte auch wiederum nicht gutwillig die Feinde einziehen lassen und das Patrimonium Petri ohne weiteres preisgeben; nur der Gewalt durfte er weichen.

Wir haben oben gehört, daß Pius IX. den Schwestern von der ewigen Anbetung melden ließ, die

Das Lateranthor von außen.

Piemonteſen kämen wohl vor, aber nicht in die Thore; an dieſer Hoffnung hat der Papſt faſt bis zur letzten Stunde feſtgehalten und auf eine unerwartete, aber deſto mehr den Schutz Gottes offenbarende Hilfe und Rettung gerechnet.

Es kam daher vor allem darauf an, Zeit zu gewinnen, und ſo wurden denn die ſämtlichen Stadtthore durch außen aufgeworfene Erdwälle verſchanzt und die verſchiedenen Truppenkörper kompagnieweiſe auf die einzelnen Thore verteilt.

Die unter Charette's Kommando ſtehenden Zuaven, ſowie eine Abteilung Carabinieri erhielten die Porta San Giovanni beim Lateran zugewieſen. Außer der Kanone, welche vor dem Thore innerhalb der Verſchanzung aufgeſtellt war, hatte Charette auch ſeine Mitrailleuſe von Viterbo mitgebracht. Die Zuaven waren mit den weittragenden Chaſſepot-Gewehren bewaffnet. Die alten Stadtmauern, welche beſonders in der Gegend des Lateran noch ihre höchſt maleriſchen inneren Korridore bewahrt haben, boten den Verteidigern Schutz; auf dem Thore ſelbſt ließ Charette Säcke mit Erde zur Deckung der dorthin poſtierten Soldaten aufſtapeln. Im anſtoßenden päpſtlichen

Palaſt des Lateran wurde eine Ambulanz für den erſten Verband der Verwundeten eingerichtet; im gegenüberliegenden Frauenſpital hatte man einen Flügel geräumt und zum Lazaret unter der Obſorge von Krankenſchweſtern hergerichtet. Um den Soldaten abwechſelnd Ruhe zu gönnen, waren Räume des Palaſtes in eine Kaſerne umgeſchaffen. Der Weg vom Lateran am Koloſſeum vorüber war mit Sand beſtreut, um den Dragonern, welche den amtlichen Verkehr mit dem Haupt-Kommando im Palaſt der Pilota vermittelten, ein ſchnelleres Reiten zu ermöglichen.

Während der Tage der Belagerung ſah man in der Baſilika von Sankt Johann im Lateran, auf der anſtoßenden heiligen Treppe und in der Kirche von Santa Croce in Geruſalemme die Soldaten zahlreich im Gebete; beſonders eifrig im Empfange der heiligen Sakramente waren die Deutſchen und die Niederländer.

Am Morgen des 17. September erließ Oberſt Allet einen ordre du jour an ſeine Zuaven, wonach jeder, der ſich eine Strafe zuziehe, vom Kampfe ausgeſchloſſen ſei: A partir d'aujourd'hui tous ceux qui meriteront des punitions, seront privés d'aller au feu. Dieſer Tages-

befehl kennzeichnet die Stimmung in der päpstlichen Armee. —

Ohne ernstliche Beschäftigung empfanden die Soldaten eine nicht geringe Langeweile. Hätte man ihnen doch gestattet, dann und wann einen Ausfall auf die Belagerer zu machen! Verkäufer und Verkäuferinnen von Obst und Trauben machten sich natürlich diese Muße der Soldaten zu Nutzen, und das Geschäft blühte. Zumal die Höckerweiber, echte römische Volkstypen, und jede eine Primadonna in der bekannten besonderen Begabung des weiblichen Geschlechtes, lohnten die Soldaten mit Lobeserhebungen der Tapferkeit der päpstlichen Armee und mit Verwünschungen der „benedetti fratelli“, die nur nach Rom kämen, ihre leeren Taschen zu füllen. Daß die Sibyllen das Richtige vorausgesagt, sollte die Zukunft lehren.

Im Auftrage des Papstes hatte General Kanzler, der Oberbefehlshaber der päpstlichen Armee am 12. September die Stadt in Belagerungszustand erklärt und zugleich auf die Strenge der Kriegsgesetze für jede Verletzung der öffentlichen Ordnung hingewiesen. Aber mehr als dieses wirkte zur Erhaltung der Ruhe jene zuversichtliche Hoffnung des Heil. Vaters, die schnell in der ganzen Stadt bekannt geworden war. Die

Guten vertrauten, die Böſen fürchteten, daß die Erwartung des Papſtes ſich verwirklichen werde.[1])

Es war eine wunderbar ſchöne Nacht. Am Himmel leuchteten die ewigen Sterne auf Rom hernieder, ſie, die ſchon ſo manchen Schickſalen und Wechſelfällen der ewigen Stadt zugeſchaut hatten. Dicht in ihre Mäntel gehüllt, lagerten die Zuaven auf den Stufen der Baſilika von St. Johann im Lateran; Totenſtille herrſchte ringsumher. In der Ferne, nach den Albanerbergen zu, ſah man die Wachtfeuer der Feinde lodern.

---

[1]) Die Hilfe aber erhoffte Pius, und erhofften Tauſende mit ihm von Preußen. Kann, ſo ſagte man ſich, der König von Preußen, nachdem er Napoleon entthront und Frankreich zu Boden geworfen, ſeinen Heldenthaten eine glänzendere Krone aufſetzen, als durch die Befreiung des Papſtes? Dadurch wird er, wie die alten deutſchen Kaiſer, Schirmherr der Kirche, und die ganze katholiſche Welt muß ihm dankbar zujubeln. „Sie begreifen," ſagte mir eines Tages ein franzöſiſcher Offizier, „wie ich die Preußen haſſe, die mein Vaterland unglücklich gemacht haben. Allein wenn ſie dem Heil. Vater zu Hilfe kommen und ihn aus der Hand ſeiner Feinde erretten, verzeihe ich ihnen freudig alles, was ſie an Frankreich gethan." Dieſe Hoffnungen hat der preußiſche Diplomat genährt; daher der beſondere Unwille, den Pius IX. ſpäter gegen Arnim empfand, „der ihn hinters Licht geführt habe". Aber damals war dieſer der einflußreichſte Mann im Vatikan und in Rom; der Papſt ließ es geſchehen, daß er zu Cadorna hinausfuhr, in der Vorausſetzung, daß er mit demſelben wegen Abzugs der Piemonteſen von Rom verhandeln werde.

General Kanzler, Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen.

Der Monte Celio senkt sich von der lateranensischen Basilika her auf die Stadtmauer zu, so daß man von der Fassade aus eine wunderbare Aussicht auf die Campagna und die in der Ferne sie abschließenden Sabinerberge genießt. Vor uns erhebt sich der mittelalterliche Glockenturm der Kreuzkirche (Santa Croce in Gerusalemme); die sich weit hinziehende Bogenreihe der ehemaligen claudischen Wasserleitung lenkt den Geist in die Tage zurück, als die erste Botschaft des Evangeliums nach Rom gebracht wurde; näher auf den Lateran, zu unserer Linken, liegt das Heiligtum der scala santa: wie viele Martyrer haben seit den Tagen der Apostel dem Herrn auf dem Leidenswege folgen müssen, bis das Christentum siegte und Konstantin den Päpsten den Palast des Lateran zur Wohnung schenkte!

„Max!" flüsterte Philipp, um zu versuchen, ob der Freund neben ihm schlafe; denn ihm selber wollte kein Schlaf auf die Augenlider kommen.

„Was wünschest Du?" antwortete jener; denn auch er vermochte nicht einzuschlafen.

„Zünden wir uns eine Zigarre an und plaudern wir ein wenig miteinander!"

Nachdem er die ersten Tabakwolken in die Luft geblasen, fuhr Philipp fort:

„Unsere Tage in Rom sind gezählt, wenn Gott kein Wunder thut; mir aber," setzte er seufzend hinzu, „gehen alle Hoffnungen in die Brüche. Statt zu Weihnachten Unteroffizier und zu Ostern Offizier zu werden, und, wie unser Lieutnant Bach[1]) und andere, durch irgend eine Heldenthat rasch zu avancieren, komme ich jetzt als Gemeiner, aus dem Dienst entlassen, mit nichts nach Hause: wird mir Graf Eichenthal nicht die Thüre weisen und meine Marie einem andern geben? Hätte ich in der österreichischen Armee ausgeharrt, dann wäre ich nach diesen zwei Jahren in Rom doch weiter. Aber ich bin nun einmal," fügte er mit einem gewissen Galgenhumor hinzu, „als Pechvogel auf die Welt gekommen. Gleich bei meiner Geburt habe ich mich verspätet, indem ich nicht als Erstgeborner, sondern erst als der Fünfte das Licht der Welt erblickte."

„Tröste Dich mit mir," antwortete Max. „Fallen nicht auch meine Hoffnungen alle wie in Scherben zu Boden? Der Abschied von meiner Braut, — wenn ich überhaupt noch von ihr Abschied nehmen kann —

[1]) Bach, ein geborener Pfälzer, hatte 1867 im Kampfe gegen Garibaldi sich bei Montelibretti die Epauletten verdient.

wird ein Lebewohl auf immer sein. Assunta's Brüder werden niemals einen ehemaligen Zuaven als Schwager genehmigen. Wenn mich nicht eine piemontesische Kugel trifft, dann werde ich, kaum zu Hause angekommen, die preußische Uniform anlegen und nach Frankreich marschieren müssen, um, wenn's halbwegs gut geht, als Krüppel heimzukehren."

„Warum als Krüppel? Hast Du nicht dort im Gegenteil die Möglichkeit, zu avancieren, Dich durch eine tapfere That auszuzeichnen? So kommst Du, mit Lorbeer bekränzt, nach Hause, und statt der Römerin reicht Dir ein deutsches Mädchen die Hand. — Ich dagegen!"

„Lieber Freund," sprach Max, und seine Stimme wurde unwillkürlich wärmer und lauter, „ich habe die Meinen und die Heimat verlassen, und bin nach Rom gekommen, bereit, für den Heil. Vater und die heilige Sache, die er vertritt, gegen die Feinde Gottes und der Kirche meinen letzten Blutstropfen hinzugeben. Und wenn es in den nächsten Tagen zum Kampfe kommt, und ich sollte fallen, kann ich einen schöneren Tod wünschen, als den eines Martyrers? Jene glorreichen Glaubenshelden der ersten Jahrhunderte, die für Christum starben und sterbend den Triumph des

Kreuzes erſtritten, ſie ſind mein Vorbild; ihre Hoffnung iſt meine Hoffnung. Als Du mich vorhin anredeteſt, da weilten meine Gedanken im Koloſſeum, da ſchaute ich dort die Martyrer in ſtandhaftem Bekenntniſſe, und über dem Koloſſeum ſah ich eine Lichtſtraße emporſteigen zum Himmel, und mit ſeligen Jubelgeſängen, den Palmzweig in den Händen, hielt der Triumphzug der Streiter Chriſti ſeinen Einzug in das himmliſche Jeruſalem. Soll ich es nicht als eine Gnade, als eine große Gnade anſehen, wenn ich mit ihrem edelſten Blute das meinige vermiſchen darf? Und wenn je — ein ſo ganz anderes Bild! — meine Zukunft ſich mir vor Augen ſtellt ſo, wie ich es Dir eben andeutete, ſiehe, dann denke ich an den Heil. Vater, an ſeine Leiden und ſein Herzweh und an den Dornenweg, den er wird wandeln müſſen. Iſt denn, mein lieber Philipp, das, was uns die Zukunft an Trübem bringen mag, nicht wie eine Feder in der Wagſchale gegenüber der Laſt ſeiner Leiden in der andern Wagſchale? Darf ich mit den Martyrern nicht ſterben, o, dann will ich doch gern und freudig mit unſerm großen Pius leiden und dulden."

„Wie Du doch immer ſo ſchön für alles das rechte Wort zu finden weißt!" ſprach Philipp und drückte dem Freunde herzlich die Hand.

„Du weißt," sprach Max bewegt, und eine Thräne perlte in seinen Augen, „Du weißt, wie glühend und innig ich meine Assunta liebe; aber, wenn auch mit blutendem Herzen, will ich meine Liebe und mein Liebstes auf der Welt als treuer Zuave für Pius und für Rom und für Gott zum Opfer bringen."

„So hoch, wie Du, kann ich nicht fliegen," entgegnete Philipp. „Wenn's sein soll, dann sterbe auch ich freudig für unsern Heil. Vater; aber lieber wäre es mir, wenn ich mit einer schönen Schramme im Gesichte oder auch infolge eines leichten Streifschusses ein klein wenig hinkend, heimkehren könnte, und alle Welt mir gleich meinen Heldenmut ansähe. Aber ich wette, mich wird wieder mein ewiges Pech verfolgen, und entweder komme ich unversehrt davon, oder sie schießen mir einen Arm oder ein Bein ab, und dann kann ich," fügte er mit bitterem Scherze hinzu, „mit der Drehorgel über Land ziehen. Doch schau, kommt dort nicht unser Oberst her? Macht der allein die Runde, und zu so ungewohnter Zeit?"

Es war wirklich Charette.

Einen Augenblick blieb er, wie nachdenkend, stehen, dann winkte er den beiden.

„Qui êtez-Vous?"

Der Colonel Charette.

Beide nannten ihre Namen.

„Eh bien; venez avec moi!“

Max und Philipp folgten schweigend dem Oberst, der auf das Stadtthor zuschritt. Der Posten, der dort die Wache hatte, erkannte alsbald seinen Colonel und wollte die Kameraden herausrufen; aber Charette gab ihm ein Zeichen, zu schweigen.

Ohne ein Wort zu sagen, stieg er mit den beiden auf das Stadtthor und befahl ihnen, die Mitrailleuse aus der Lafette zu heben und auf die Schultern zu nehmen.

Schweigend schritt der Oberst ihnen voraus auf die Gärten zu, welche sich nach der Kirche von Santa Croce in Gerusalemme hin ausdehnen.

Charette hatte tags vorher schon das Terrain ausgekundschaftet und den Platz für seinen Zweck gefunden.

Mit ihren Faschinenmessern öffneten sich die beiden einen Durchweg durch die Gartenhecke; dann schritt der Oberst ihnen voraus, einem Brunnen zu, aus welchem die Landleute das Wasser zum Begießen des Gartens holten. Über den Brunnen war auf zwei gemauerten Pilastern die Kurbel gelegt, mittels deren man in einem Eimer das Wasser aus der Tiefe schöpfte.

„Laßt sie langsam hinab," befahl der Oberst, „damit das Plätschern des Wassers möglichst wenig Geräusch mache."

Max und Philipp thaten, wie ihnen befohlen.

„Dies kostbare Stück soll den Feinden nicht in die Hände fallen," sprach Charette; „es bleibe dort unten, bis bessere Tage es uns ermöglichen, es wieder ans Tageslicht zu ziehen. Ihr aber bewahrt das Geheimnis wie das Grab und redet mit niemand davon."

Der Colonel ließ sich von beiden die Hand darauf geben; dann traten sie den Rückweg an.

Arnim, der preußische Gesandte beim Heil. Stuhle, hatte in seinen Verhandlungen mit Cadorna erfahren, und dies dem päpstlichen Generalstab mitgeteilt, daß, wenn es zum Sturme komme, die Piemontesen bei der Porta Pia die Bresche öffnen würden; an den übrigen Thoren werde bloß Artillerie die Belagerten beschäftigen. Damit war die Mitrailleuse an dem Thore beim Lateran zwecklos geworden.[1])

Am Nachmittage des folgenden Tages, — es war zwei Tage vor der Eroberung Roms — hieß es plötzlich, der Papst komme zum Lateran.

[1]) Diese Episode mit der Mitrailleuse und ihrer Verbergung ist im wesentlichen historisch.

Wirklich sah man bald den bekannten Vorreiter, der die Mitteilung machte, der Papst wolle die heilige Treppe besuchen und dort seine Andacht verrichten.

Diese Treppe, die **scala santa**, ist bekanntlich nach der Überlieferung jene, auf welcher der Heiland nach seiner Geißelung hinaufgeführt wurde, um von Pilatus als **Ecce homo** dem Volke vorgestellt zu werden. Aus Ehrfurcht steigt man nur knieend von Stufe zu Stufe. Am Fuße der Treppe hatte Pius IX. zwei Marmorgruppen aufstellen lassen, den Kuß des Judas, und Pilatus, der den Juden den Heiland in Purpurmantel und Dornenkrone vorstellt. Die heilige Stiege ist das ganze Jahr hindurch von Betern besucht, zumal aber in der Fastenzeit und in der Charwoche. Auf der Höhe oben, am Ende der Treppe, liegt eine Kapelle, **Sanctum Sanctorum** genannt, reich an Reliquien; an sie stößt eine andere Kapelle, wo das Allerheiligste aufbewahrt wird.

Sobald der Wagen des Papstes erschien, eilten alle Soldaten, welche dienstfrei waren, herbei, um den Heil. Vater zu begrüßen und seinen Segen zu empfangen.

Pius war mild und freundlich wie immer, aber ernster als sonst, und tiefer Kummer lag auf seinen Zügen.

Die Scala santa.

907481A

Er war gekommen, um in den Leiden und Opfern seines göttlichen Meisters Kraft und Mut zu schöpfen für die Prüfungen, denen er entgegensah. Eine Mitteilung, die er am Morgen empfangen, hatte alle seine Hoffnungen vernichtet; das Schicksal Roms und sein eigenes war damit entschieden. Sonst, wenn ihn Leid und Bitterkeit traf, hatte Pius einen Blick auf das Kruzifix geworfen, das vor ihm auf seinem Schreibtisch stand; um den großen Kelch zu trinken, der jetzt ihm gereicht wurde, dazu bedurfte es kräftigerer Stärkung.

Sein Gebet auf der **Scala santa**, die er knieend von Stufe zu Stufe hinaufstieg, dauerte lange, recht lange.

Als er wieder aus der Kapelle ins Freie hinaustrat, wo seine treuen Soldaten ihn erwarteten, sah er sich auf einmal umringt von seinen Kindern, die ihn so innig liebten und verehrten, Söhne aus allen Ländern der weiten katholischen Welt, alle freudig bereit, in jugendlicher Begeisterung für ihn in den Tod zu gehen.

Die guten, treuen, braven Soldaten!

Nur mit Mühe konnte der Papst durch ihre Mitte zum Wagen gelangen; als er abfuhr, scholl ihm noch lange das „Evviva Pio nono, Papa-Re!“ nach.

Es war die letzte Huldigung, die der Papst-König empfing, wie es das letzte Mal war, daß er im Leben den Vatikan verlassen hat.

VII. Kapitel.

Vor der Entscheidung.

Nach der erdrückenden Schwüle des Sommers, wo seit Peter und Paul die Sonne täglich glühend vom wolkenlosen Himmel niederbrennt und alle Pflanzenwelt in der Campagna versengt und verdorrt, pflegen in Rom gegen Ende August oder in den ersten Tagen des September, „fra le due Madonne", wie die Römer sagen, also zwischen Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt, die Gewitter zu kommen. Dann folgen Blitz und Donner Schlag auf Schlag, und in Strömen fließt der Regen. Aber nun ist auch sofort die Luft erfrischt; binnen wenigen Tagen sprießt überall das vertrocknete Gras wieder neu auf und kleidet die weite Campagna in junges Grün; ein zweiter Frühling legt zu den Gaben des Herbstes in der bevorstehenden Traubenlese seine Blumenkränze.

Allerdings ist der erste Regen für die Gesundheit in hohem Grade gefährlich. Die aus dem befeuchteten Boden aufsteigenden Miasmen erzeugen Fieber, die

bekannte Malaria, und die Spitäler füllen sich mit Kranken aus der Landbevölkerung.

Wäre der erste Regen gekommen, während die Piemontesen in der Campagna lagerten, von den Soldaten würden wohl nur wenige von dem Fieber, das alle Kräfte des Menschen lähmt und aufzehrt, verschont geblieben sein.

Wie oft haben in jenen Tagen die Päpstlichen ausgeschaut, ob sich keine Wolken am Himmel zusammenzögen; allein der halbe September war schon vorüber, und immer war ein Tag klar und rein wie der andere.

Am Abende nach dem Besuche des Papstes im Lateran stieg endlich ein Gewitter auf, als lang ersehnter Bundesgenosse von den päpstlichen Soldaten freudig begrüßt; allein bald verzogen die Wolken sich und die Nacht war wieder sternenhell.

Am folgenden Tage gewährte Oberst Charette unter gewissen Beschränkungen und soweit der Dienst es gestattete, einzelnen seiner Zuaven, welche darum nachsuchten, die Erlaubnis, auf einige Stunden in die Stadt zu gehen, um etwaige Geschäfte zu besorgen.

Auch Max machte davon Gebrauch, — um von Assunta Abschied zu nehmen. Zudem wollte er einen

kranken Kameraden, einen Landsmann aus dem Trierschen, der seit Wochen fieberkrank im Spital zum heil. Geiste lag, sowie einen Priester in der deutschen Nationalstiftung besuchen, mit welchem er von der Heimat her befreundet war, und ihm Aufträge an seine Eltern geben für den Fall, daß seine Kugel gegossen sei.

Das Schwerste zuerst! dachte er sich und schlug damit den Weg über das Kapitol nach dem Palazzo Muti ein.

Assunta hatte seit seinem letzten Besuche, wo er über Salvatore tröstliche Nachrichten gebracht, Stunden wachsender Sorge und Bekümmernis durchlebt.

Trotz jener Zusicherung des Kardinals an die Schwestern von der ewigen Anbetung dachte sie doch an die Möglichkeit eines blutigen Kampfes. War ihr Bruder Annibale ungeachtet der Abmahnung seiner Mutter dennoch im Heere der Belagerer? Wenn dann er und Max im Gefechte einander gegenübergestellt wurden? Wenn die Kugel des Bruders ihren Bräutigam, oder eine Kugel des Bräutigams ihren Bruder traf? Diese Vorstellung quälte sie aufs äußerste. — Und wenn die Piemontesen Herren von Rom wurden, was geschah dann mit den päpstlichen Soldaten, was mit Max? Das denkbar günstigste war noch, wenn

die Ausländer in ihre Heimat zurückgeschickt wurden. Allein mochte Max im Kampfe fallen oder aber mit seinen Kameraden über die italienische Grenze expediert werden, — sie sah ihn niemals wieder. Mit der ganzen glühenden Liebe einer Tochter des Südens hing Assunta an ihm, und ihre Seele wand und krümmte sich unter dem schrecklichen Gedanken, das Herz ihres Herzens verlieren zu sollen.

„Wenn er umkäme," sprach sie zu sich selbst, „ich würde all mein Lieben auf immer und ewig mit ihm ins Grab legen; würde er verwundet, wie liebevoll würde ich ihn pflegen, und wenn er auch zum Krüppel geschossen würde, seine Assunta wäre stolz an der Seite eines Krüppels, der sein Blut für den Heil. Vater geopfert hätte. Allein wenn er heimkehrt in sein fernes Vaterland, wird er unter den Mädchen seiner Heimat nicht eine finden, über der er die Römerin vergißt? Wie gerne würde ich ihm folgen, über Berge und Meere, wenn die Kindespflicht gegen meine alte Mutter mich nicht zurückhielte!"

Morgens und mittags stieg Assunta die hundert Stufen zu der nahen Kirche von Ara coeli auf dem Capitol empor, um vor dem Gnadenbilde des „Bambino", jener von dem römischen Volke hochverehrten

Figur des Christkindleins, all ihren Kummer zu den Füßen der Krippe niederzulegen.

Sie kam eben wieder von einem solchen frommen Gange zurück, ruhiger und gefaßter, da erblickte sie Max, der vom Lateran herkam, sie zu besuchen und Abschied von ihr zu nehmen.

Nach kurzer Begrüßung, wobei sich beide die äußerste Gewalt anthun mußten, um die Bewegung des Herzens vor den Vorübergehenden zu verbergen, traten sie schweigend in den Palast und stiegen die Treppe hinauf, welche zu der Wohnung der Familie Roccasecca führte.

Als beide allein waren, ergriff Max das Wort.

„Du kommst von Ara coeli, mein Herz," sprach er; „möge das Christkindlein Dir Stärke geben, um das zu tragen, was der morgige Tag Dir bringen wird."

„Wie glühend und inbrünstig habe ich für Dich gebetet," antwortete Assunta, „für Dich und für mich selbst! Und siehe, da ist mir ein tröstlicher und ermutigender Gedanke gekommen. War nicht auch die hl. Cäcilia mit Valerianus verlobt? Und hat nicht auch sie ihn zum Martertode geleitet, um dann selber als Martyrin droben ewig mit ihm vereint zu sein? Wenn ich nicht, wie sie, Dir im blutigen Tode folgen

kann, so habe ich doch mit ihr mein Herz und mein Leben für Dich Gott zum Opfer gebracht, — selbst zu dem schwersten Opfer," setzte sie mit Thränen in den Augen hinzu, „daß Du in Deiner Heimat eine andere findest, welche Deiner Liebe würdiger ist, als ich."

„Wenn Cäcilia den Valerianus," sprach Max, „aus dem Heidentum zum Christentum, aus dem Christentum zum Martyrtum, aus dem Martyrtum zur himmlischen Glorie geführt hat, wird ihr Bild ihm nicht auch in der Folter stärkend vor Augen geschwebt haben? So soll's auch mir mit meiner Cäcilia sein, und was immer kommen mag, dieses Bild lasse ich nie, nie aus meinem Herzen; kein anderes Bild soll je an seine Stelle treten! Du erinnerst Dich an das schöne Gemälde von Domenichino in der Kirche der hl. Cäcilia, wo ein Engel beiden einen Kranz aufs Haupt setzt. Soll es nicht der Brautkranz sein, in welchem ich Dich zum Altare führe, weil ich im heiligen Kampfe sterben darf, so möge der gleiche Kranz der himmlischen Glorie uns droben verbinden!"

„Deine Cäcilia wird sich ihres Valerianus würdig erweisen," gab Assunta mit Wärme zur Antwort, und dann fügte sie hinzu: „Gehen wir zur Mutter, daß Du ihr Lebewohl sagest!"

Die Gräfin empfing Max mit mütterlicher Herzlichkeit; Thränen rannen über ihre Wangen, als er vor sie hinkniete und sie um ihren Segen bat.

„Willst Du," sprach sie dann, „nicht auch von Salvatore Abschied nehmen?"

Max schaute auf seine Uhr: die Zeit reichte noch hin, und ein treues Wort beim Abschied fiel sicherlich bei ihm auf guten Boden.

„Ich werde versuchen," antwortete er, „ob der Gefängnis-Inspektor ohne eine besondere, neue Erlaubnis eine Unterredung gestattet."

Hatte Assunta mit fast übermenschlicher Anstrengung alle Kraft zusammengenommen, um beim Abschiede nicht weich zu werden, so brach sie nunmehr, als Max fortgegangen, in lautes Weinen und Schluchzen aus.

Ach ja, der Vergleich mit Cäcilia und Valerianus war wohl schön und tröstlich und erhebend; allein der Gedanke, Max zu verlieren, legte sich doch unendlich schwer auf Assunta's Seele.

Neben dem blutigen Martyrium gibt es auch ein unblutiges, das oft noch weher thut, als körperliche Folterqual.

Assunta kniete vor einem Kruzifixe, das über ihrer Kniebank hing und das ihr Max geschenkt hatte, nieder, und sie kniete lange vor ihrem gekreuzigten Heilande in Kummer und Schmerz und Leid und Weh.

Max hatte nicht minder, wie Assunta, unter dem unterdrückten Schmerze des Abschiedes gelitten. Gesenkten Hauptes war er seines Wegs gegangen; gewiß, jetzt überließ seine Braut sich wohl der ganzen Wucht des Schmerzes, den sie in seiner Gegenwart so mannhaft bekämpft und unterdrückt hatte.

Die Straßen, durch die er wanderte, waren auffallend öde und stille; der über Rom verhängte Belagerungszustand hatte alles Leben und allen Verkehr unterdrückt.

Die Einsamkeit auf den menschenleeren Gassen harmonierte zu seiner Gemütsstimmung.

Sein Weg führte ihn an einem Kirchlein vorüber. Die Thüre stand offen; drinnen war niemand, und so trat Max bis zum Altare vor, um alles, seine Liebe, seine Sorgen, seine Zukunft vor dem Tabernakel zum Opfer zu bringen. Dann war er rascheren Schrittes die Straße hinuntergeeilt zu den Carceri nuovi.

„Sie kommen wohl, den Gefangenen abzuholen," sprach freundlich lächelnd der Inspektor. „Nun, wenn ich auch Befehl habe, ihn erst gegen Abend zu entlassen, . . ."

„Wie?" rief Max aus, „Salvatore darf hinausgehen? Was wird das für eine Überraschung für ihn, und für seine Mutter und seine Schwester sein!"

„Ich gehe selber, ihn herzuholen," antwortete der Inspektor und entfernte sich.

„Teilen Sie selber ihm die frohe Botschaft mit," sprach der Inspektor, indem er Salvatore ins Zimmer führte.

„Willst Du mit mir nach Hause gehen?" fragte Max lächelnd, und reichte ihm die Hand.

„Was?" jubelte der Jüngling, „ich bin entlassen? ich bin frei?"

In der stürmischen Freude seines Herzens fiel er Max um den Hals und jubelte: „Ich bin frei! O Gott, wie danke ich Dir! Tausend Dank, Max, für diese frohe und froheste Botschaft! Das will ich Dir nie mein Leben lang vergessen! Aber nun fort, fort aus diesem schrecklichen Hause! Erst wenn ich wieder auf der Straße bin und meines Weges gehe, kann ich

nicht mehr zweifeln, daß es kein Traum ist. Weiß meine Mutter, daß ich entlassen bin?"

„Sie hat davon keine Ahnung," antwortete Max. „Als ich von ihr und Assunta Abschied nahm, bat sie mich, auch zu Dir zu gehen und Lebewohl zu sagen. Bei meinem Eintritte begrüßte mich der Herr Inspektor mit der frohen Nachricht, daß er die Weisung Deiner Entlassung für heute abend in Händen habe; seiner Güte verdanken wir es, daß Du schon jetzt mit mir gehen darfst."

Der Inspektor hatte unterdessen durch einen Bediensteten Stock und Hut und was Salvatore an Wertsachen beim Eintritte in das Gefängnis hatte abliefern müssen, holen lassen.

„Auf Nimmerwiedersehen in diesem Hause!" sprach scherzend der Inspektor, als Salvatore zum Abschiede ihm seinen Dank aussprach; dann eilten die beiden jungen Leute, so schnell ihre Füße sie tragen konnten, die Straße hinunter.

Wiederholt drückte unterwegs Salvatore dem Freunde die Hand, indem er wieder und wieder ausrief: „Ich bin frei! O, das waren zwei schreckliche Tage und Nächte!"

Als sie am Palazzo Muti angekommen waren, ging Max voran, um Mutter und Schwester auf die große Freude vorzubereiten.

Was war das für ein unbeschreiblich glückliches Wiedersehen! Salvatore herzte und küßte sein liebes Mütterlein, und die Gräfin schlang ihren Arm um ihren Sohn, als ob sie befürchtet hätte, daß er ihr wieder entrissen würde.

„Ach," jammerte sie, „was habe ich um Dich gelitten, mein Kind, wie habe ich um Dich geweint und für Dich gebetet! Aber Gott sei Dank, jetzt habe ich Dich wieder!"

„Verzeihe mir, Mutter," rief der Jüngling, „was ich Dir an Schmerz und Kummer bereitet habe! O, ich habe in den schrecklichen Tagen viel gelernt; ich bin ein anderer Mensch geworden."

Dann umarmte Salvatore seine Schwester und bat auch sie um Verzeihung; schweigend und in Thränen süßester Freude hatte das Mädchen bis jetzt dem Jubel des Wiedersehens zwischen Mutter und Bruder zugeschaut.

Für Max war es unterdessen höchste Zeit geworden, zu gehen; auf die geplanten Besuche im Spital und in der Anima mußte er verzichten.

„Dieſe unverhofft frohe Stunde," ſprach er, „ſoll mir ein gutes Vorzeichen ſein, daß der Himmel auch meine Hoffnungen erfüllen wird!"

Dann umarmte er Aſſunta, die ihn aus Thränen lächelnd anſchaute, küßte der Mutter die Hand, verabſchiedete ſich von Salvatore und eilte davon.

Die finſteren Gedanken waren aus ſeiner Seele gewichen, wie ein Gewitter, das ſich verzogen hat, und aus den zerriſſenen Wolken lachte ihm wieder das Blau einer glücklichen Zukunft entgegen.

VIII. Kapitel.

Der Abend.

Am Abende des 19. September saßen in dem reservierten Stübchen des vatikanischen Palastes die beiden Freunde, der Erzbischof de Merode und der alte Marquis de Montbel wieder zusammen, beide heute ernster gestimmt, denn je.

„Also morgen werden die Würfel über Rom geworfen werden," sprach der Marquis; „das letzte Stück der rechtmäßigsten Herrschaft, die es je auf Erden gegeben, wird nach tausendjährigem Bestande von den Wogen der Revolution verschlungen!"

„Und ohne daß irgend eine von den Mächten, deren Thron doch auf demselben Prinzip der Legitimität erbaut ist," fügte de Merode hinzu, „einen Finger rührte, um das Unrecht zu verhüten und das Recht zu schützen."

„Und ohne Sang und Klang, still und geräuschlos soll der letzte Rest in den Fluten versinken," fuhr der Marquis fort. „Heute mittag traf ich auf unserer

Botschaft im Palazzo Farnese den preußischen Gesandten. Triumphierend erzählte er mir, er habe den Papst und den Kardinal-Staatssekretär überredet, angeblich einzig um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, daß die Porta Pia friedlich geöffnet werden solle, wenn die piemontesischen Soldaten mit den Kolben ihrer Gewehre gegen dieselbe schlügen. Man wird den päpstlichen Truppen eine Stunde Zeit geben, sich in die Leonina zurückzuziehen, und dann hält Cadorna seinen Einzug."

„So war es in der That am Mittag bestimmt worden," sprach der Erzbischof. „Dann hätte man die Ausländer in der päpstlichen Armee entwaffnet und in ihre Heimat geschickt, die Italiener in das italienische Heer gesteckt. Dem Papste," fügte er bitter spöttisch hinzu, „lassen sie ein verhängnisvolles Geschenk als letztes Brett, die Leonina, auf welchem er auf den Wogen der Revolution weiter durch die Weltgeschichte schwimmen soll."[1])

„Und ist denn jene Anordnung nachher verändert worden?" fragte der Marquis.

[1]) Der auf der rechten Tiberseite liegende Stadtteil von der Engelsburg bis zum Vatikan, heute der Borgo genannt, war von Leo IV. im Jahre 847, nach der Plünderung der Peterskirche durch die Sarazenen, mit Mauern und Türmen befestigt worden; diese neue Stadt hatte von ihrem Gründer den Namen Leonina erhalten.

„Nach der Unterredung mit Arnim ließ der Papſt den General Kanzler kommen und gab ihm die entſprechende Weiſung. Und was glauben Sie, daß ihm der treffliche Mann antwortete?“

„Nun?“ fragte ſehr geſpannt der Marquis.

„Heiliger Vater,“ ſprach er „unſere Truppen ſind aus der ganzen katholiſchen Welt nach Rom gekommen, um Ew. Heiligkeit zu verteidigen; ein jeder betrachtet es als ein Glück und eine Gnade, für die Sache der Kirche kämpfen und ſein Blut vergießen zu dürfen. Die Begeiſterung und die Kampfbegierde der Soldaten, wie die Wut derſelben gegen Eure Feinde und Bedränger iſt in den letzten Tagen aufs höchſte entflammt. Franzöſiſche Damen haben für die Soldaten Kreuzchen von Tuch angefertigt, und die neuen Kreuzfahrer tragen mit Stolz das hl. Zeichen auf der Bruſt, um mit dem Rufe „Gott will es!“ ſich auf den Feind zu ſtürzen. — Man wird daher gar nicht glauben, daß der Befehl von Ew. Heiligkeit ausgegangen; man wird mich und die übrigen Generäle für Verräter halten; die Soldaten werden den Gehorſam verweigern und einmütig zu den Waffen greifen.“

„Ohne Frage, und vor allem unſere Compatrioten,“ rief der Marquis, „die das Unglück des Vater-

landes einzig dem Verrate Italiens zuſchreiben! Wie, ſollen die Italiener unſer Unglück ausbeuten dürfen, um dem Heil. Vater ſein letztes Beſitztum zu rauben? Parbleu, niemals werden wir feige die Waffen ſtrecken und ohne jede Gegenwehr die Revolution triumphieren laſſen."

„Lieber Marquis, ſo wollen Sie alſo den Straßenkampf," entgegnete de Merode. „Aber wird dann die Florentiner Regierung nicht die ganze Schuld des furchtbaren Blutbades vor Europa auf den Vatikan laden? Und wie viel bedenklicher wird alsdann die Lage des Heil. Vaters werden!"

„Was wird denn aber jetzt geſchehen?" fragte de Montbel.

„Pius hat die Gründe des Generals gewürdigt und daher genehmigt, daß gekämpft und die Stadt verteidigt werde, bis der Feind eine Breſche in die Mauern geſchoſſen hat. Es ſind bereits die nötigen Befehle erteilt, um auf Sankt Peter und auf andern hochgelegenen Punkten die weiße Parlamentairflagge aufzuhiſſen, ſobald die Breſche für den Einzug der Piemonteſen geöffnet ſein wird."

„Die Bedeutung und die Folgen des morgigen Tages für die Kirchengeſchichte und für die Weltgeſchichte,"

fuhr nach einigem Nachdenken der greise Marquis fort, „läßt sich heute auch nicht entfernt überschauen und voraussagen. Nur das eine fühlt und empfindet jeder, daß der Zeiger an der großen Uhr mit einem Gewaltruck weitergestellt wird. — Haben Sie den Heil. Vater heute gesehen?“

„Ich sprach ihn vor einer Stunde. Er ist wunderbar gefaßt und ergeben in alles, was Gott zulassen wird. Morgen früh,“ sagte er bitter, „will das diplomatische Korps bei mir erscheinen. Was wollen die Herren? Mir ihre Teilnahme ausdrücken? Oder meine Person beschützen? — Als ob es auf meine Person, und nicht vielmehr auf die Rechte des Heil. Stuhles und der Kirche ankäme! Aber, fuhr Pius mit ergreifender Wärme fort, wenn der Papst von allen weltlichen Mächten verlassen worden ist, Einer ist, dessen Hand das Schifflein Petri auch durch diese Wogen hindurchsteuern wird. „Modicae fidei, quare dubitasti?“ (Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?), dies Wort ist auch zu mir gesprochen.“

„Das diplomatische Korps!“ sprach höhnisch der Marquis. „Von den Botschaftern und Gesandten hat es keiner der Mühe wert erachtet, seine Ferien zu unterbrechen und zum Papste zu eilen, außer jenem einen.

Und warum dieſer gekommen, das wiſſen wir. Der wird alſo wohl auch morgen früh die Kondolenzrede an den Heil. Vater halten, um damit das Werk ſeiner Heuchelei abzuſchließen.“

„Das müßte er freilich. Allein Arnim wird ſchlau genug ſein, dieſe Kaſtanien lieber durch einen anderen aus dem Feuer holen zu laſſen.“

„Allein keiner von den Geſchäftsträgern wird das übernehmen.“

„Sie ſollen ſehen, daß Arnim zur feſtgeſetzten Stunde nicht da iſt. Dann muß aber einer von den übrigen Herren in den ſauern Apfel beißen und die Anſprache halten.“

„Alſo Palomba, der öſterreichiſche Geſchäftsträger, da ja der Botſchafter, Graf Trautmannsdorf, der Doyen (Älteſter) des diplomatiſchen Korps iſt.“

„Werde ich Sie morgen abend wieder ſehen können?“ fragte beim Abſchied der Marquis. „Und wie vieles wird dann in den vierundzwanzig Stunden verändert ſein!“ — —

Wenn wir jetzt unſere Freunde wieder aufſuchen, brauchen wir von der Wohnung des Erzbiſchofs de Merode nicht weit zu gehen, um Philipp beim Vatikan,

an der Porta angelica zu finden. Die dort postierten Zuaven befehligte der Hauptmann Hefner, und an ihn hatte Philipp, der wieder als Ordonnanz fungierte, eben vom General-Kommando einen Brief mit gewissen Weisungen für den nächsten Tag überbracht. Einen gleichen Brief sollte Philipp von da an die Zuaven bei Porta del popolo und auf dem Pincio überbringen.

Die Nacht war bereits hereingebrochen; hinter dem den Vatikan beherrschenden Monte Mario schimmerten am westlichen Horizont die letzten Lichter des erlöschenden Abendrotes; die Villa Millini und die Pinien und Cypressen auf der Höhe hoben in ihrem Dunkel sich scharf vom nächtlichen Himmel ab.

Wie oft war Pius IX. die den Berg hinaufführende Landstraße gefahren; wie oft hatte bei der Rückfahrt am Abende sein Auge sich an dem Anblick der ewigen Stadt ergötzt, wenn die hinter ihm niedersinkende Sonne ihr goldenes Licht auf die Türme und Paläste Roms und auf die Dörfer und Städtchen der Albanerberge warf, die im Hintergrunde das bezaubernde Bild abschließen!

Eben als Philipp mit dem ihm befreundeten Hauptmann redete, der ihn scherzend an seine Übersteigung der Mauer, — als erster aus dem feindlichen

Heere — erinnerte, eilte ein Zuave mit der Nachricht herbei, auf Monte Mario würden mit Lichtern Signale nach der Stadt zu gemacht.

Philipp folgte dem Hauptmann.

Vor dem dunkeln Hintergrunde der Villa Millini wurden, wie es schien, mit vier Laternen, die an zwei sich kreuzenden Stangen wie an den Flügeln einer Windmühle befestigt waren, durch ein Auf- und Abbewegen, bald nach rechts, bald nach links Zeichen gegeben.

Ohne Zweifel wurden diese Signale von der Stadt aus erwidert.

Der Hauptmann beauftragte Philipp, beim Oberkommando Meldung zu machen, damit man am nächsten Abende beobachte, von wo aus die Signale des Feindes beantwortet würden.

Als Philipp, weiter reitend, seinen Auftrag an der Porta del popolo und bei den auf der Anhöhe des Pincio kampierenden Zuaven ausgerichtet hatte, war es völlig Nacht geworden.

An der Porta del popolo hatte er einen holländischen Kameraden getroffen, der erst jüngst zum Offizier befördert worden war; auch er selbst hatte in einigen

Monaten auf eine solche Beförderung hoffen dürfen; jetzt mußte er als Gemeiner zu den Seinen zurückkehren!

Langsamen Schrittes durch die Alleen reitend, welche sich über die Höhe des Pincio durch die Parkanlagen hinziehen, hing Philipp seinen trüben Gedanken nach.

Die nächsten Tage, wahrscheinlich schon der nächste Morgen, brachte ihm die bittere Vereitelung all seiner Wünsche und Hoffnungen.

Vor der Fassade der Kirche der Trinità dei Monti machte er Halt.

Zu seinen Füßen lag der spanische Platz, und geradeaus lief von da die Via Condotti, die er ihrer ganzen Länge nach auf den Vatikan zu verfolgen konnte.

Auf dem Platze wie auf der sonst so belebten Straße war kein Mensch zu sehen; einsam brannten die Gaslaternen in der Totenstille; eine drückende Ahnung schien auf der ganzen, wie ausgestorbenen Stadt zu liegen.

Philipp ließ seinen Blick auf dem Vatikan ruhen.

Die Fenster an den Gemächern des Papstes waren noch beleuchtet: kniete wohl jetzt der Heil. Vater in

heißem Gebete vor seinem Kruzifixe, um sich und Rom und die Seinen der Hilfe und dem Schutze des Himmels zu empfehlen?

„Möge auch ich in sein Gebet eingeschlossen sein!“ seufzte Philipp. „Der gute Pius sieht doch noch in eine ganz anders dunkele Zukunft, als ich. Wie viel Schmerz und Kummer werden ihm die nächsten Tage bringen; wie viel Schmach und Hohn mag ihm bevorstehen, wenn die Feinde der Kirche Herren von Rom sind!“

Philipp gedachte der nächtlichen Unterredung mit Max auf den Stufen der Laterankirche. Er zog seinen Rosenkranz aus der Tasche, um ihn für den Heil. Vater zu beten, winkte salutierend hinüber nach den Fenstern des Papstes, und setzte dann in stillem Gebete seinen Weg fort nach dem Lateran.

IX. Kapitel.

Der 20. September.

Gegen drei Uhr in der Frühe hörten durch die Stille der Nacht die Wachtposten auf dem Stadtthore beim Lateran die fernen Signale der Artillerie im feindlichen Lager.

Ohne Zweifel nahmen die Geschütze ihre Aufstellung, um die Stadt zu bombardieren.

Nach einer halben Stunde trat wieder tiefe Stille ein: die Kanonen waren also gerichtet.

Gegen fünf Uhr begann über den Albanerbergen im Hintergrunde das erste blasse Licht des neuen Tages zu leuchten.

Plötzlich zuckte eine Flamme auf; nach einigen Sekunden erdröhnt der erste Kanonenschuß.

Das Bombardement war eröffnet!

Dem ersten Schusse folgten in kurzen Unterbrechungen andere, Schlag auf Schlag, und eine

Kanonenkugel nach der anderen bohrte sich in das alte Gemäuer der Stadtmauern.

Sofort beim ersten Schusse waren die Zuaven jeder auf seinen Posten geeilt, Max und Philipp auf die Brüstung des Stadtthores.

„Können wir das Thor nicht öffnen," sprach Max, „um die Carabinieri hereinzuholen, die draußen hinter der Schanze liegen?"

Einige wohlgezielte Kanonenschüsse, welche das ganze Mauerwerk erschüttern machten, gaben ihm die verneinende Antwort.

Aber nun erdröhnte auch der erste Schuß aus der Schanze vor dem Thore her gegen den Feind.

Man hörte, wie der zweite Schuß geladen wurde.

„Sancta Maria, ora pro nobis!" und wiederum donnerte das päpstliche Geschütz.

Der Fürst Lancelotti und ein junger Tiroler richteten die Kanone, und bei jedem Schusse, den sie abfeuerten, fügten sie eine Anrufung aus der Lauretanischen Litanei hinzu.

Als der Tag heller wurde, konnten die Päpstlichen die feindlichen Geschütze und die sie bedienenden Mannschaften sehen.

„Ich denke, unsere Chassepot-Gewehre tragen bis zu ihnen hinüber," rief der Colonel den Zuaven zu, die bei ihm auf dem Thore standen; „jeder soll sich seinen Mann aufs Korn nehmen! — Feuer!"

Die erste Salve krachte.

Wenn die feindlichen Batterien die Aufgabe hatten, das Thor zu sprengen oder die Stadtmauer niederzuwerfen, so flogen viele Kugeln so weit über das Ziel hinaus, daß sie im weiten Bogen über die Basilika und den Lateran hin in die Gärten auf St. Maria maggiore zu einschlugen. An der Fassade des Lateranpalastes sieht man noch heute die Löcher, welche die Bomben der Feinde in das Mauerwerk gebohrt haben.

Von Zeit zu Zeit sprengte ein Dragoner, vom Hauptquartier im Palast der Pilota gesandt, heran, wechselte einige Worte mit Oberst Charette und ritt dann eben so eilig wieder davon.

Zu gleicher Zeit mit dem Bombardement am Lateran hatte die Beschießung an der Porta Pia begonnen, wo die Hauptmacht der Piemontesen stand und wo die Bresche für den Einmarsch geschossen werden sollte. Von dort bis auf die nächste Porta Salara hatte der Feind nicht weniger als 54 Geschütze aufgefahren, lauter gezogene Kanonen, die um die

Wette ihre Bomben gegen die Stadt schleuderten. Überhaupt aber erstreckte sich die Angriffslinie vom Pincio aus nach Norden um die Stadt herum bis nach der Porta di San Sebastiano; General Bixio, der an der Porta di San Pancrazio jenseits der Tiber kommandierte, eröffnete das Feuer erst später. Man mag es der Unfähigkeit seiner Artilleristen zuschreiben, daß die Kugeln von dort hoch über die Mauern hinweg in die Stadt und selbst in den vatikanischen Garten einschlugen.

Die Zuaven beim Lateran, teils hinter den Erdsäcken auf dem Stadtthor, teils hinter den Zinnen der Stadtmauer gedeckt, unterhielten ein anhaltendes Feuer auf den Feind. Wie ihre Kugeln wirkten, lehrte die Thatsache, daß plötzlich die piemontesischen Geschütze schwiegen, um sich in weiterer Entfernung, außerhalb der Schußweite der Zuaven, aufzustellen.

Diese Pause wurde benutzt, um das Stadtthor zu öffnen und die in der Schanze liegenden Carabinieri hereinzuholen.

Einer von ihnen, ein Bayer, Namens Wolf, war verwundet worden; eine Kugel hatte ihm das Bein zerschmettert. Die Ambulanz wurde hinausgeschickt, ihn hereinzutragen.

„Wer ist's, wer ist's?" fragten die sich hinzudrängenden Zuaven.

„Der Wolf ist's; Evviva Pio nono!" rief der Verwundete.[1])

Bald begann das Bombardement von neuem.

Die Päpstlichen antworteten, indem sie zu jedem Kanonenschuß ihr Gebet sprachen. Bei der Anrufung: „Auxilium christianorum, Hilfe der Christen, bitte für uns", schlug ihre Kugel in einen Munitionswagen der Piemontesen und sprengte ihn unter furchtbarem Krachen in die Luft.

Es war neun Uhr geworden, und noch war, außer Wolf, keiner von den Päpstlichen verwundet; die Ambulanz im lateranischen Palast wartete vergebens auf Beschäftigung.

[1]) Man brachte ihn nach dem Spital von Santo Spirito, wo ihm das Bein amputiert wurde. Da die dortigen Ärzte — unglaublich und doch wahr! — es nicht verstanden, den Verwundeten zu chloroformieren, mußte er bei voller Besinnung den furchtbaren Schmerz aushalten. Als das abgesägte Bein fortgetragen wurde, schlug er mit der Hand auf das andere und rief aus: „Auch das ist noch für Pius IX.!" Leider ist der Edle an der Wunde gestorben; er liegt auf unserm deutschen Gottesacker begraben. Erzbischof Merode sang bei seiner Bestattung das Seelenamt. Graf Schönburg-Forderglauchau stiftete ihm und einem andern, einem jungen holländischen Zuaven, der

Ebenso waren auch die Zuaven zur Unthätigkeit verurteilt, da ihre Kugeln jetzt den Feind nicht mehr erreichen konnten.

Auf ihre Gewehre gestützt, standen Max und Philipp bei einander.

„Wenn die so weiter daneben schießen," sprach Max höhnisch, „dann kann's noch drei Tage dauern, bis sie hier eine Bresche eröffnet haben. Ich möchte wissen, wie es bei den anderen Thoren steht?"

In diesem Augenblicke schlug eine feindliche Bombe in den Sandsack auf dem Thore, hinter welchem Philipp stand, und riß den Sack und mit ihm Philipp oben von der Mauer herunter auf die durch das Thor führende Straße.

Max sprang hinzu: Philipp lag bewußtlos, — vielleicht tot — auf der Erde; aus seinem Munde floß Blut.

---

später neben Wolf begraben wurde, daselbst die Denktafel vor der Kreuzkapelle. Der Graf, der mit seiner edeln Gemahlin täglich die Verwundeten im Spital besuchte, hatte seine Pläne für Wolf's Zukunft gefaßt; aber statt ihn mit sich nach Sachsen auf sein Schloß zu nehmen, mußte er ihn auf unsern Campo santo bestatten. — Der deutsche adelige Klub, von welchem zu Anfang unserer Erzählung die Rede war, hat u. a. für die gefallenen päpstlichen Soldaten eine Jahresmesse auf den 20. September in der Kirche des Campo santo gestiftet.

Von einigen Kameraden unterstützt, trug Max auf einer herbeigeschafften Bahre den todesbleichen Freund in das dem Palaste gegenüberliegende Spital.

Als man den Bewußtlosen entkleidete, fand sich auf seiner Brust ein silbernes Medaillon mit dem Bilde von Maria Hilf — ein Geschenk seiner Geliebten, als er nach Rom gereist war. Das Medaillon war von dem Anprall der Kugel platt gedrückt worden.

Die Untersuchung der Ärzte ergab, daß der Brustkasten unverletzt war; der Blutsturz war nur die Folge der heftigen Erschütterung gewesen.

Nach einigen Belebungsversuchen schlug Philipp zur unsäglichen Freude seines treuen Kameraden die Augen auf.

Max zeigte ihm das plattgeschlagene Medaillon, und ein Lächeln flog über die totenblassen Züge des Kranken.

Bald darauf wurde ein neuer Verwundeter gebracht, dem beide Beine zerschmettert worden waren.[1])

Hier wenigstens waren die Ärzte geschickter und verstanden es, vor der Amputation den Patienten zu chloroformieren.

[1]) Auch er war ein Deutscher, Namens Kißling.

Unterdessen war die bei der Porta von San Sebastian stehende feindliche Batterie von der einen päpstlichen Kanone demontiert und zum Schweigen gebracht worden.

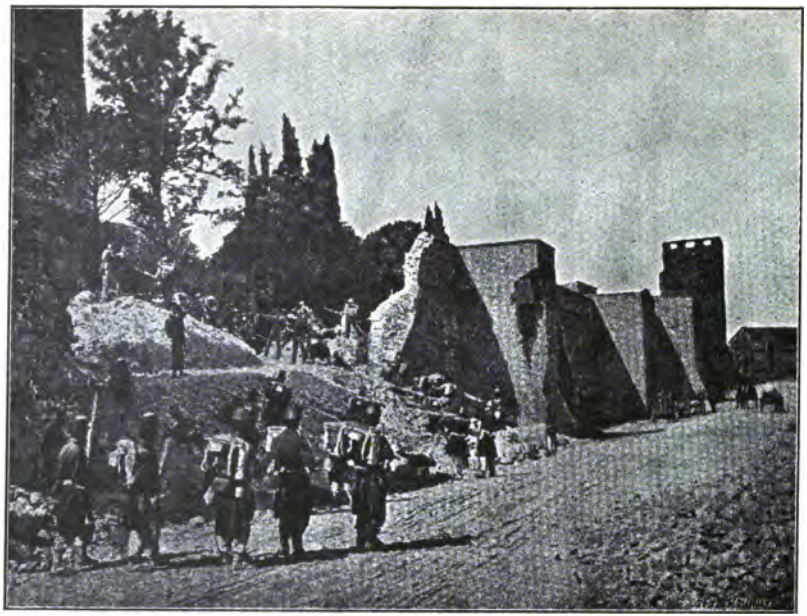
Kurz nach zehn Uhr sah man auf der Turmspitze von Santa Maria maggiore, dem höchsten Punkte der Stadt, eine große weiße Fahne flattern. Andere wurden auf der Kuppel von Sankt Peter, auf dem Turme des Kapitols und auf der Höhe des Aventin aufgehißt.

In der Stadtmauer neben der Porta Pia war die Bresche eröffnet worden, und gehorsam dem Befehle des Papstes hatte General Kanzler sofort die Parlamentairflagge ausstecken lassen.

Auf derselben nomentanischen Straße, auf welcher im Jahre 410 und in der Folge alle barbarischen Horden gegen die Stadt gezogen, durch dieselben Mauern, durch welche sie in Rom eingedrungen, hatten „die Befreier" sich den Weg eröffnet. In der wieder hergestellten Stadtmauer erinnert heute auf mächtiger Marmortafel eine prahlerische Inschrift an diese „Heldenthat".

Rom war in der Gewalt der Feinde.

Ein Dragoner sprengte mit verhängten Zügeln heran und überreichte dem Colonel Charette ein Blatt Papier. Es enthielt den Befehl vom Oberkommando,



Die Breſche bei der Porta Pia.

sofort das Schießen einzustellen und die Truppen nach dem Vatikan zu führen.

Knirschend vor Wut zerriß Charette das Blatt, aber er gehorchte.

Nachdem er seine Zuaven auf dem Platze vor der Fassade des Lateran in Reih und Glied hatte treten lassen, ritt er mitten vor die Front.

„Mes enfants!“ sprach er, „Sie sind nach Rom gekommen, um den Heiligen Vater zu verteidigen, und ich weiß, es ist keiner unter Ihnen, der nicht freudig den letzten Tropfen Bluts für Pius IX. hingegeben hätte. Der Himmel hat es anders gefügt und uns damit ein Opfer auferlegt, schwerer als das unseres Lebens. Ich danke Ihnen für die gute Disziplin, die Sie gehalten, wie für die Ergebenheit, mit der Sie mich beehrt haben. Was immer die Zukunft bringen mag, wir bleiben die Zuaven des Heiligen Vaters. Es lebe Pius IX!“

Der Ruf wurde von den Soldaten mit brausendem Enthusiasmus wiederholt.

Dann erscholl das Kommando, und der Abmarsch erfolgte, dem Petersplatze zu, wohin den sämtlichen päpstlichen Truppen Befehl gegeben worden war, sich zurückzuziehen. —

Hatte die römische Bevölkerung sich während des Bombardements scheu daheim gehalten, so lockte nun beim Aufhören desselben die Neugierde jedermann auf die Straße; überall sah man kleine Gruppen in eifrigem Gespräche. Von einer Freude über die „Befreiung" zeigte sich keine Spur. Allgemeine Teilnahme folgte den rasch nach dem Vatikan marschierenden Soldaten; es fiel niemand ein, sie zu verhöhnen oder ihnen ein übles Wort nachzurufen. Den Jubel der Begrüßung der Piemontesen bei ihrem Einzuge mußte das Gesindel machen, das mit ihnen vor Rom gezogen war und das jetzt vor dem Einmarsch der Truppen durch die Bresche bei Porta Pia in die Stadt eindrang. Auch diejenigen, welche mit den Siegern sympathisierten, hielten sich zum größten Teile noch zurück; es war, als ob alle Welt in Rom sich unter dem Gewichte dieses bedeutungsvollen Tages beklemmt gefühlt hätte. —

Assunta hatte von dem Augenblicke an, wo die ersten Kanonenschüsse sie aus dem Schlafe geweckt, nicht aufgehört zu beten. Als es Tag geworden, war sie die Treppen zur Kirche von Ara Coeli hinaufgestiegen, um in heißen Gebeten ihren Geliebten dem göttlichen Christkindlein zu empfehlen. Sie hörte für ihn eine Messe nach der andern, manchmal zusammenfahrend,

wenn ein kräftigerer Kanonenschuß erdröhnte. Ach, wie oft flog ihr Geist hinüber nach dem Lateran, um mit den Flügeln ihres Gebetes den Freund vor den feindlichen Kugeln zu schützen!

Als sie nach Hause zurückkam, fand sie die Mutter mit dem Rosenkranz in der Hand. Sie betete für Max, aber noch inbrünstiger für ihren ältesten Sohn Annibale. War er bei dem feindlichen Heere? — Das Mutterherz erbebte bei dem Gedanken, daß eine verhängnisvolle Kugel ihn treffen könne. Wie gar, wenn er und Max . . .? Entsetzlich!

Die Gräfin durchlebte Stunden schrecklicher, namenloser Angst.

Dann meldete die Zofe, daß auf dem Turme des Kapitols eine weiße Fahne ausgesteckt worden sei; bald darauf verstummte auch der Donner der Geschütze; die auf dem Kapitolsplatze postierten Carabinieri unter Hauptmann Sißmeyer zogen ab, nach dem Vatikan zu. So war denn Roms Schicksal entschieden, — Und ihr Sohn? — Und Max? —

In Sorgen und Ängsten verursacht das Schweben in der Ungewißheit die größte Pein. Und wäre die Nachricht, welche dieser Qual ein Ende machte, auch die denkbar schlimmste: in Gottes Namen, dann weiß

man doch, woran man ist, und das Herz wird sich zu fassen wissen, um die Schwere der Heimsuchung zu ertragen.

In Salvatore hatte sich den Morgen über wohl noch manchmal der alte Geist geregt. Zumal als um Mittag die Fanfaren an sein Ohr drangen, mit welchen die piemontesischen Truppen am Palaste Muti vorüber zum Capitol hinaufzogen, hätte er ihnen gerne entgegengejubelt; allein er that sich Gewalt an.

Nunmehr aber bat die Mutter selber ihn, hinauszugehen, um Kundschaft über Annibale einzuziehen. Ein stummer Blick aus Assunta's Auge fügte die dringende Bitte hinzu, sich auch nach Max zu erkundigen.

Allein der Abend dämmerte schon, und Salvatore hatte über beide noch nichts Gewisses erfahren können.

Endlich teilte ein Offizier der auf der Piazza Colonna aufgestellten piemontesischen Truppen ihm als völlig gewiß mit, daß ein Graf Roccasecca als Offizier der Bersaglieri oder Scharfschützen am Angriff auf die Porta Pia teilgenommen habe. Einige Kompagnien derselben hätten die Piazza del popolo besetzt.

Von bangen Ahnungen begleitet, eilte Salvatore nach jenem Platze und suchte den Hauptmann, der ihm ja am ehesten und sichersten Auskunft geben konnte.

Er gab sie ihm: — Annibale war unter den Gefallenen.

X. Kapitel.

Lebewohl.

Nach den Plänen der italienischen Staatsmänner sollte, wenn Rom Hauptstadt des geeinigten Italiens wurde, doch dem Papste die sogen. Leonina, jenes kleine Gebiet jenseits der Tiber, von der Engelsburg bis zum Vatikan, als weltliches Fürstentum belassen werden.

So war es auch in der zwischen den Generälen Cadorna und Kanzler abgeschlossenen Kapitulation ausgesprochen, und daraufhin war die gesamte päpstliche Armee nach dem Vatikan dirigiert worden.

Die Soldaten kampierten die Nacht auf dem Petersplatze und in den Kolonnaden, welche denselben in weitem Kreise einfassen; die deutschen Offiziere hatten im Nationalhospiz von Campo santo neben Sankt Peter durch den damaligen Rektor Jaenig Quartier gefunden.

Am nächsten Morgen sollten die Ausländer durch die Stadt nach der Eisenbahnstation geführt, dort entwaffnet und in ihre Heimat entlassen werden.

In der Mitte des Petersplatzes ragt jener hohe Obelisk zum Himmel, der einst im Cirkus des Nero stand. Papst Sixtus V. hatte ihn im Jahre 1586 übertragen lassen und auf seine Spitze ein Kreuz, auf den Granitsockel aber die Inschrift gesetzt: „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat, Christus ist Sieger, König, Herrscher."

Max hatte sich für die Nacht auf den Fuß des Sockels hingestreckt; an Schlaf war nicht zu denken.

Vor achtzehn Jahrhunderten hatte der Obelisk niedergeschaut auf die ersten Martyrer, welche im treuen Bekenntnisse für ihren Glauben starben; jetzt sah er zu seinen Füßen andere Streiter Christi gelagert, die für die heiligste Sache zu kämpfen gekommen waren, junge Männer aus allen Ländern der katholischen Welt, aus Ländern, von deren Existenz die alten Römer nicht eine Ahnung hatten. Wohl waren sie die Besiegten, und wer mochte sagen, was auf der Heimreise durch Italien ihnen an Verhöhnung und Mißhandlung bevorstand! Aber wenn auch ihre Sache verloren zu sein schien, wie damals mit dem jungen Christentume: auf der Spitze des Obelisken steht ja das siegreiche Kreuz, und auf dem Sockel die triumphierende Inschrift: Christus siegt!

An dieſen Vergleich zwiſchen damals und heute, und an die achtzehn Jahrhunderte der Weltgeſchichte, welche dazwiſchen lagen, und an das Kreuz oben und an die Inſchrift unten dachte jetzt Max, und die trüben Gedanken, die anfangs wie ſchwere Wolken auf ſeinem Gemüte gelegen, begannen ſich zu lichten. „Christus vincit“, ſprach er für ſich. „Der größte Dom der Welt mit ſeiner Rieſenkuppel iſt das Grabmonument des gekreuzigten Fiſchers, während von Nero's Aſche kein Stäubchen erhalten iſt. Nein, die Sache, für die wir geſtritten und gelitten haben, ſie iſt mit dem Falle Roms nicht verloren!“

Max richtete ſeinen Blick empor nach dem Vatikan, wo die Gemächer des Hl. Vaters nach dem Petersplatze zu lagen. O gewiß, dieſe Nacht kam auch auf ſeine Augen kein Schlaf; was mochte Pius heute gelitten haben, was ſtand ihm noch für die nächſten Tage und für die Zukunft bevor! Aber dann wird auch er hinüberſchauen nach dem Kreuze auf dem Obelisken, und in unerſchütterlichem Vertrauen auf des Herrn Verheißung wird er in die brandenden Wogen ſein: „Christus vincit“ hinausrufen. —

Der Empfang der Piemonteſen geſtern nachmittag von ſeiten der römiſchen Bevölkerung war ein mehr als kühler geweſen. Als es dunkel geworden, zogen

Banden von bezahltem Gesindel lärmend und schreiend durch die Straßen und erzwangen durch die Drohung, die Fenster einzuwerfen, die Illumination der Häuser, die aber trotzdem überaus dürftig ausfiel.

In der Nacht war dann eine Kommission zu den verschiedenen Gefängnissen gezogen, um die wegen politischer Vergehen Eingekerkerten auf freien Fuß zu setzen. Natürlich wollte jeder der Gefangenen nur wegen seines Patriotismus und als unschuldiges Opfer päpstlicher Tyrannei in den Kerker geworfen worden sein, und die Kommission öffnete großherzig allen diesen braven „Patrioten" die Pforten ihrer Gefängnisse.

Dieselben bildeten ein ansehnliches Kontingent zu dem Gesindel, das am nächsten Morgen an der Engelsbrücke sich zusammenfand, um die päpstlichen Soldaten auf ihrem Marsche durch die Stadt zu insultieren.

Es ist das Verdienst des Geschäftsträgers der französischen Botschaft, de Behaîne, diese Verhöhnung und Mißhandlung der abziehenden Truppen von Seite der Canaille verhindert zu haben. Er setzte es nämlich beim General Cadorna durch, daß die Päpstlichen nicht durch die Stadt und zum Bahnhofe, sondern um die Stadtmauer hinter dem Vatikan nach der Porta di San Pancrazio geführt wurden. Dort sollten sie ent-

waffnet werden, um dann auf einer Zwischenstation zwischen Rom und Civitavecchia die Eisenbahnzüge zu besteigen. —

Für Salvatore war gestern abend der Heimweg von der Piazza del popolo ein unsäglich schwerer gewesen.

Was sollte er der Mutter sagen? Mußte er nicht fürchten, daß die Unglücksbotschaft die allerernstesten Folgen für ihre ohnehin so angegriffenen Nerven haben werde? Er überlegte hin und her, wie er gleichsam Schritt um Schritt die Mutter weiter führe; allein die Ungeduld ihres angstgequälten Herzens ließ ja sicherlich ein solch allmähliches Einleiten gar nicht zu. Jener Hauptmann hatte ihm zugleich die Mitteilung gemacht, daß die sämtlichen Gefallenen noch diese Nacht in der Kirche der heil. Costanza, neben der Kirche der heil. Agnes vor der Porta Pia, begraben werden würden. Also die Mutter konnte nicht einmal die Leiche ihres Sohnes sehen!

Auf dem Wege begegnete ihm ein Pöbelhaufe, der „Evviva l'Italia, morte ai preti, abbasso il Papa", „Es lebe Italien, Tod den Priestern, nieder mit dem Papste" brüllte. Wie ekelte ihn diese Bande an!

Nach langem Überlegen schien es ihm das Beste, erst mit seiner Schwester zu sprechen und dann ihr die

schwere Aufgabe zu überlassen, nach und nach alles der Mutter mitzuteilen.

„Ich will es thun," sprach das Mädchen, „aber..."

Sie stockte. Salvatore verstand sie und sprach:

„Ich verspreche Dir, morgen in aller Frühe nach Max zu forschen; drängt es ja auch mich selber, Näheres über ihn und sein Schicksal zu erfahren. Und wenn es in meiner Macht stehen sollte, ihm zu helfen, dann soll meiner Dankbarkeit gegen ihn nichts zu schwer sein."

Bevor Assunta zur Mutter ging, kniete sie vor ihrem Kruzifixe nieder.

Ihr erstes Gebet galt der Seelenruhe ihres gefallenen Bruders: sie gelobte sich und ihm, keinen Tag ihres Lebens vorübergehen zu lassen, ohne seiner im Gebete zu gedenken. Dann erflehte sie in inbrünstigem Gebete für sich Erleuchtung, für die Mutter Stärke, und so trat sie allein in das Gemach der Gräfin.

Den Frauen ist es weit mehr als den Männern gegeben, durch ihre Worte eine bittere Arznei zu versüßen und zu dem Wermut den Honig der Tröstung zu mischen.

Assunta wußte ihre Mutter so verständig vorzubereiten, einen Schleier nach dem andern von dem

blutigen Bilde fortzuziehen, die Gräfin so auf alles, auch auf das Schlimmste gefaßt zu machen, daß diese endlich sprach:

„Sage es mir nur offen heraus, mein Kind; nicht wahr, Annibale ist nicht mehr.“

Wohl strömten ihre Thränen, als das Schweigen ihrer Tochter ihr die Antwort auf ihre Frage gab; allein das Mutterherz wußte sich zu fassen in Ergebung in den Willen Gottes.

Ihr erster Gang am nächsten Morgen war in Begleitung ihrer beiden Kinder hinauf zur Kirche von Ara coeli, um für den Verstorbenen heilige Messen lesen zu lassen. —

Sobald bei Anbruch des Tages das Portal der Peterskirche geöffnet wurde, strömten die Soldaten hinein; es war ja ihr letzter Besuch am Grabe des Apostelfürsten.

Wie inbrünstig mag da gebetet worden sein; wie viele Thränen sind da geflossen!

Daß es auch nicht an leidenschaftlichen Ausbrüchen des Schmerzes fehlte, daß manche Soldaten ihre Gewehre an den Säulen der Kolonnaden auf dem Peters-

platze zerschlugen, um sie nicht den Feinden ausliefern zu müssen, wird man begreiflich finden.[1])

Max begab sich von Sankt Peter in das deutsche Nationalhospiz von Campo santo, um nochmals schriftlich von Assunta und den Ihrigen Abschied zu nehmen. Der Brief wurde sofort durch einen Diener des Hauses nach dem Palazzo Muti besorgt.

Wie freudig überraschte es Max, als er, zum Petersplatze zurückgekehrt, Salvatore traf, der ihn schon lange gesucht hatte!

„Meine Schwester vermutet," sagte Salvatore scherzend, „daß Du gestern wohl wenig zu essen bekommen, und daß es vielleicht heute noch weniger geben wird.

[1]) Der damalige Präses unseres deutschen Gesellenvereines, ein Kaplan der Anima, der sich vom Kardinalvikar die erforderlichen Vollmachten hatte geben lassen und während der Tage der Belagerung als freiwilliger Militärkaplan unter den Landsleuten wirkte, eilte am Morgen nach der Eroberung über die Engelsbrücke nach dem Petersplatze, um unter den Soldaten diejenigen aufzusuchen, welche Mitglieder des Gesellenvereins waren. Es waren ihrer nicht wenige, und so weit der Dienst es gestattet hatte, waren sie das Jahr über getreulich jeden Sonntag abend in die Anima zu den Versammlungen gekommen. Im vorigen Winter hatten die Gesellen ein Schauspiel, „Kronen und Palmen" aufgeführt, und die zu dem Festabend erschienenen deutschen Bischöfe des Konzils hatten durch ihre Spenden die Vereinskasse so gefüllt, daß der Präses allen jetzt scheidenden Mitgliedern einen Zehrpfennig auf die Reise mitgeben konnte.

Sie hat Dir daher bei einer Freundin hier unten im Borgo eine Erfrischung bestellt."

„Allerdings," antwortete Max, „haben wir gestern nur ein Stück trockenes Brot gehabt, und daß die Piemontesen uns zum Abschiede zu einem reichen Pranzo einladen werden, um uns auf die Heimreise zu stärken, wird kaum zu befürchten sein."

Während des Imbisses, der ihm vortrefflich mundete und dem Max auch alle Ehre anthat, teilte ihm Salvatore den Tod seines Bruders mit.

„Wenn es für den herben Verlust einen Trost gibt," bemerkte Max, nachdem er seiner lebhaften Teilnahme, zumal an dem Schmerze der Mutter, Ausdruck gegeben, „dann ist es der, daß Annibale nicht am Lateran gefallen ist. Der Gedanke wäre entsetzlich, daß es vielleicht eine Kugel aus meinem Gewehre gewesen, die ihm den Tod gebracht."

Seinen letzten Besuch in Rom machte Max im Spital des hl. Geistes, wo, wie wir oben hörten, ein Landsmann von ihm seit Monaten am Fieber darniederlag. Wie erstaunte er, als er erfuhr, daß auch Philipp dort sei und im anstoßenden Krankensaale bei andern päpstlichen Verwundeten liege.

Er fand den Freund wohler, als er erwartet hatte.

„Als ich hörte," sprach Philipp, „daß die Stadt in die Hände der Feinde gefallen, der Vatikan mit seiner Umgebung aber dem Heil. Vater belassen worden sei, da hielt es mich nicht mehr im Spital beim Lateran. Ich wollte doch kein Gefangener der Piemontesen sein! Trotz aller Einwendung der Ärzte habe ich mir einen Wagen kommen lassen und bin hierher gefahren. Daß ich nun hier liegen bleiben muß und nicht mit Euch andern heimreisen kann, ist wieder mein gewohntes Pech."

Beide Freunde nahmen von einander herzlichsten Abschied, mit dem Versprechen, sich gegenseitig aus der Heimat zu schreiben; dann eilte Max zum Petersplatze, da die päpstlichen Truppen um zehn Uhr zum Abmarsch antreten mußten.

Die Bataillone standen schon, nach den Waffengattungen getrennt, in Gruppen bei einander. Max wurde mit der Mitteilung erfreut, der Heil. Vater werde seinen treuen Soldaten zum Abschiede den päpstlichen Segen erteilen.

Es währte nicht lange, so erschienen die beiden Generäle de Courten und Zappi, der eine Platz-Kommandant, der andere Befehlshaber der Garnison, von ihrem Stabe begleitet; die Truppen stellten sich in Reih und Glied.

Aller Augen waren nach den Fenstern des Vatikans gerichtet.

„Santo Padre, la benedizione!“ Dieser Ruf, die Bitte um seinen Segen zum Abschiede, zuerst von wenigen, dann von allen und immer lauter zu den Fenstern des Heil. Vaters emporgesandt, drang wie kindliches Flehen seiner treuen Söhne an das Ohr des Papstes; wie mag es ihn gerührt haben!

Bald darauf wurde oben ein Fenster geöffnet.

Die Kommandorufe erschollen: „Richt' euch! Präsentiert das Gewehr!“

Da erschien der Heil. Vater; hinter ihm einige seiner Kammerherren nebst dem General Kanzler.

„Auf die Kniee!“ erscholl das Kommando.

Alle Augen waren nach oben gerichtet, wo Pius erst seine Arme ausbreitete, als hätte er zum Abschied noch einmal alle seine Getreuen an sein Herz ziehen wollen, dann die Hand erhob und den Segen erteilte.

Und nun erbrauste in unbeschreiblicher Begeisterung das Hochrufen in allen Sprachen; es wäre wohl noch viel lauter und stürmischer erklungen, wenn nicht Schmerz und Wehmuth die Stimmen erstickt hätten; kein Auge blieb trocken.

Pius war ohnmächtig zusammengebrochen.

Wiederum erscholl das Kommando; der Abmarsch erfolgte, die lange Straße am Fuße des vatikanischen Palastes vorüber, nach der Porta Angelica. —

Als Philipp von seinem Freunde Abschied genommen, überkam ihn ein unermeßliches Sehnen: fort, fort aus Rom!

Wohl sprachen die barmherzigen Schwestern, die den Krankendienst im Spital zum hl. Geist versahen, wie die Ärzte ihm auf das ernstlichste zu, doch zu bleiben und den thörichten Gedanken, seinen Kameraden zu folgen, aufzugeben. Er bedürfe durchaus einiger Zeit völligster Ruhe, wenn er nicht sein Leben aufs Spiel setzen wolle. Was half es? Er konnte es einmal nicht mehr aushalten; er hätte, so meinte er, sterben müssen, wenn er noch eine Stunde länger geblieben wäre. Von Max hatte er erfahren, daß die Truppen bei der Porta di San Pancrazio Halt machen würden, um dort ihre Waffen abzuliefern; war er nur erst wieder bei seinen Kameraden, dann halfen diese ihm schon weiter.

So schleppte er sich denn langsam über den jetzt völlig verödeten und menschenleeren Petersplatz der Porta Angelica zu und wandte sich dann links, wo der Weg bald den vatikanischen Hügel hinansteigt.

Aber zumal, als es bergauf ging, fühlte er, wie die Kräfte mehr und mehr schwanden; ein heftiges Stechen in der Brust und die zunehmenden Atmungsbeschwerden verzögerten mehr und mehr seine Schritte; der Schweiß rann ihm von der Stirne, zumal die Sonne heiß herniederbrannte. Endlich sank er, auf den Tod erschöpft, auf einen Steinhaufen am Wege hin — um hier zu sterben. —

Der Diener aus dem Campo santo, den Max mit einem Briefe an Assunta geschickt, hatte wegen des Gedränges auf den Straßen, die zur Engelsbrücke führten, erst wieder zum Vatikan gelangen können, als die Truppen bereits abgezogen waren. Nun hatte ihm aber das Fräulein im Palazzo Muti einen Brief und zugleich einige Goldstücke für Max mitgegeben, und der treue Bursche war gewissenhaft genug, den Truppen nachzueilen, um seinen Auftrag auszurichten.

Er kam, wie vom Himmel gesandt, um Philipp zu retten.

„Ich eile, was ich kann," sprach er, „um einige Ihrer Kameraden zu holen, auf die Sie sich stützen können, um zur Porta di San Pancrazio zu gelangen."

Nach einer halben Stunde — sie war für Philipp eine Ewigkeit lang geworden — kam der Diener mit mehreren Soldaten zurück; sie hoben Philipp vom Boden

auf, legten seine Arme um ihre Schultern und trugen ihn so des Weges weiter, bis sie zum Thore gelangten.[1])

Dort hatte sich unterdessen der letzte Akt des Dramas abgespielt.

Die Entlassung war mit allen militärischen Ehren vorgenommen worden.

An ihrer Spitze die beiden Generäle de Courten und Zappi, waren die päpstlichen Truppen, ein Regiment nach dem andern, vor dem General Cadorna und seinem Stabe vorüberdefiliert, dann hatten sie, je nach den verschiedenen Waffengattungen, ihre Armierung abgelegt und zusammengestellt. Nunmehr wurden die Ausländer ausgeschieden, um, eine Abteilung nach der andern, abzuziehen, der Halteſtelle der Eisenbahnzüge zu, welche sie zunächst nach Civitavecchia befördern sollten.

Schon vor dem Abmarsche vom Petersplatze war das Privatgepäck, das einzelne Soldaten hatten, auf Karren vorausgeschickt worden. Auf einem solchen Wagen konnte auch Philipp jetzt Platz nehmen.

Bald war die Halteſtelle der Eisenbahnzüge erreicht.

Noch ein Blick zurück nach Rom, noch ein begeistertes „Evviva Pio nono!“, und die Züge setzten sich in Bewegung.

[1]) Auch diese Episode ist historisch.

XI. Kapitel.

In Florenz.

Der Beschluß, auch den letzten Rest des Kirchenstaates und mit ihm Rom dem Papste zu nehmen, hatte am Florentiner Hofe bei niemand heftigeren Widerstand gefunden, als beim Könige Viktor Emanuel. Wiederholt hatte er früher geäußert, dies überlasse er seinen Nachfolgern. Der Ministerpräsident Lanza, wie Visconti-Venosta, der Minister des Äußern, boten vergebens alle Gründe auf, den König umzustimmen; selbst dadurch, daß ersterer, und mit ihm der Finanzminister Sella ihre Entlassung einreichten,[1]) vermochte die Aktionspartei nicht, des Königs Widerstreben zu brechen.

Viktor Emanuel hatte bei all seiner Immoralität das religiöse Gefühl nicht verloren, und dieses regte sich jetzt lebhafter, denn je. Daß Pius IX. öffentlich den Bannfluch über ihn aussprechen würde, das fürchtete er weniger; der Papst hatte, trotz allem Kreuz, das

[1]) Vergl. Cadorna, la liberazione di Roma, p. 36.

ihm vom Kreuze (dem Wappen des savoyischen Königshauses) bereitet worden, nie die väterliche Güte gegen ihn verloren. „Aber die ganze katholische Welt," rief er aus, „wird mich verfluchen. Und warum soll ich dem Greise im Vatikan in seinen letzten Tagen diesen Schmerz anthun? Wartet, bis er tot ist; ich gehe jetzt nicht nach Rom!"

Kaiser Napoleon hatte im Beginn des deutsch-französischen Krieges die Bundesgenossenschaft Italiens durch das am 2. August nach Florenz gerichtete Angebot zu erwerben gesucht, die französische Schutztruppe von 6000 Mann aus dem Kirchenstaate zurückzuziehen; bis zum 19. August waren die letzten französischen Soldaten zu Civitavecchia eingeschifft worden. Nach der unglücklichen Schlacht von Gravelotte sandte der Kaiser seinen Vetter Jerome persönlich nach Florenz, um unter Hinweis auf alles das, was er für Italien gethan, Hilfe zu erbitten. Der Kriegsminister entschuldigte sich, daß man nicht gerüstet sei, und während der Bundesgenosse im Stiche gelassen wurde, bewarb man sich um die Freundschaft des Siegers. Die Gefangennahme Napoleons bei Sedan und der Sturz seiner Regierung gingen dem Könige persönlich tief zu Herzen, zumal seine Tochter Clotilde mit dem Prinzen Jerome Napoleon verheiratet war. Nun sollte er auch noch den

Papst ohne jeden äußern Anlaß überfallen und berauben! Wie viel lieber hätte er seine Truppen nach Frankreich geschickt!

Allein die Verhältnisse waren mächtiger, als der Wille des Königs. Man sagt, erst das Versprechen, seine Schulden zu bezahlen, die zu einer erschrecklichen Höhe angewachsen waren, hätte ihn endlich nachgiebig gemacht.

So wurde in dem am 7. September unter dem Vorsitze des Königs abgehaltenen Ministerrat die Invasion des Kirchenstaates beschlossen.

Nach dem Beschlusse war Viktor Emanuel aufgeregter denn je.

Aus eigenem Antriebe sandte er sofort am folgenden Tage den Grafen Ponza di San Martino, dessen Bruder Jesuit war und beim General Bex im Kloster neben der Kirche al Gesù wohnte, nach Rom, um mit dem Heil. Vater zu verhandeln.

„Mit der Ergebenheit eines Sohnes, mit dem Glauben eines Katholiken, mit dem Herzen eines Italieners," so begann das Schreiben, „wende ich mich an das Herz Ew. Heiligkeit." Der Brief schloß mit den Worten: „Ich bitte Ew. Heiligkeit um den Apostolischen Segen und wiederhole Ew. Heiligkeit die Ge-

fühle meiner tiefsten Verehrung. Ew. Heiligkeit demütigster, gehorsamster und ergebenster — Viktor Emanuel.“ [1])

Die Konferenz des Grafen mit Kardinal Antonelli währte zwei und eine halbe Stunde. „Der Kardinal,“ so berichtet der Graf am 10. September nach Florenz, „beharrte fest bei der Erklärung, der Heil. Stuhl könne auf keines seiner Rechte verzichten; es handle sich um eine offenkundige Gewaltthat, die nicht einmal durch die Gefahr einer Revolution gerechtfertigt sei, da in Rom eine Ruhe herrsche, welche eine solche Annahme durchaus ausschließe; der Papst könne zu einem Gewaltakt nicht seine Gutheißung geben.“ [2])

Auf Grund aber des im Ministerrat vom 7. September gefaßten Beschlusses wartete der Kriegsminister Govone nicht einmal eine schriftliche Mitteilung des Gesandten an den König ab, sondern ließ schon am 10. September den Einmarsch der Truppen in das päpstliche Gebiet vollziehen.

Vom 11. September datiert die Antwort Pius IX. auf das Schreiben Viktor Emanuels; der Brief des Königs sei nicht würdig eines ergebenen Sohnes, der

[1]) Siehe den Wortlaut bei Cadorna, p. 37.

[2]) Siehe den ganzen Brief bei Cadorna, a. a. O. S. 40.

sich rühme, Katholik zu sein. Er, der Papst, preise Gott, der es zugelassen habe, daß der König ihm die letzten Tage seines Lebens mit Bitterkeit erfülle. Er nehme seine Zuflucht zu Gott und lege seine Sache, die Gottes Sache sei, in seine allmächtigen Hände. Er bete aber auch um reiche Gnade für den König, um ihn vor jeder Gefahr zu behüten und ihn der Erbarmungen teilhaftig zu machen, deren er bedürfe.

Dieser Brief, den Graf Ponza überbrachte, machte einen tiefen Eindruck auf den König. Wohl war der Würfel schon geworfen und ein Zurückziehen war nicht mehr möglich; aber Viktor Emanuel war in einer wilden Aufregung, die jedermann mit Scheu von ihm fernhielt.

Um seine tiefe Verstimmung noch zu steigern, kam ein Brief der Prinzessin Clotilde, seiner Lieblingstochter, die er wie eine Heilige verehrte; sie beschwor ihn auf das eindringlichste, nicht einen Schritt zu thun, auf welchem unmöglich Gottes Segen ruhen könne.

Als tags darauf der Kriegsminister Govone kam, die vollzogene Einschließung Roms zu melden, fehlte nicht viel, daß der König ihn zur Thüre hinausgeworfen hätte.

Viktor Emanuel war eine wilde Natur, ein Kraftmensch, dessen Zornesausbrüche schrecklich waren. Aber er hatte Religion und Gemüt, und der Brief des Papstes, wie das Schreiben seiner Tochter hatten die tiefsten Saiten seines Herzens angeschlagen.[1]) Der Zwiespalt, in welchen Furcht vor göttlichem Strafgericht und Politik ihn brachten, gönnte ihm keine ruhige Stunde. Wohl war die Eroberung Roms und die Beraubung und Entthronung des Papstes die unvermeidliche Konsequenz der italienischen Politik, deren großes und letztes Ziel war, Italien zu einem Einheitsstaate zu machen. Aber wenn Viktor Emanuel, um seine Nation und sein Haus zu heben, bisher ohne Skrupeln fremde Rechte mit Füßen getreten hatte und in der Wahl seiner Mittel nicht ängstlich gewesen war, vor Rom, dem Sitze des Papsttums, der Hauptstadt der Christenheit hatte ihn doch bisher eine abergläubische Scheu zurückgehalten. — Es war ihm, so erzählte man, in seiner Jugend prophezeit worden, er werde im päpstlichen Palast des Quirinals sterben. Die Erfüllung dieser Weissagung stand ja jetzt in Aussicht. „Aber," sagte er sich, „wenn ich

[1]) Freilich war seine Religion nichts als ein, oft recht krasser Aberglaube, ohne Moral. Er trug stets eine Kreuzpartikel bei sich, aber lediglich als Amulet gegen bösen Zauber und geheime Nachstellungen.

meine Residenz nach Rom verlege, was bin ich dann neben dem Papste? Wenn der große Konstantin neben dem kleinen Silvester nicht in Rom residieren wollte, sondern eine neue Hauptstadt am fernen Bosporus gründete, werde ich nicht eine Null neben dem großen Pius sein? Wird es nicht noch viel mehr mein Sohn neben einem Papste sein, der vielleicht noch größer, als Pius ist?"

Das Haus Savoyen durfte sich rühmen, seit Jahrhunderten zu den der Kirche ergebensten Fürstenhäusern zu zählen; Viktor Emanuel hatte unter seinen Ahnen Heilige und Selige; jenem päpstlichen Palaste des Quirinal gegenüber lag das Noviziathaus der Jesuiten, wo sein Großvater als Ordensmann gestorben war, und nun sollte er, Viktor Emanuel, den Fluch des Papstes, der Kirche, der ganzen katholischen Welt auf sich laden?

Vor einigen Jahren hatte er in einer schweren Krankheit sich mit der Kirche ausgesöhnt: war eine solche Aussöhnung möglich, wenn er im quirinalischen Palaste auf dem Sterbebette lag? Sollte er dort als Exkommunizierter, ohne Absolution sterben müssen?

Wenn in der Nacht vom 19. auf den 20. September, in der Nacht, die der Eroberung Roms vor-

ausging, Pius IX. kein Auge geschlossen hat in Kummer und Sorge, — auch auf des Königs Augen kam in jener Nacht kein Schlaf. Er wußte, was der nächste Tag bringen werde.

Als er endlich gegen Morgen einschlummerte, quälten ihn schreckliche Träume. Pius stand vor ihm, schmerzgebeugt, drohend wie zum Gerichte den Arm erhoben; ein Leichenzug zog an ihm vorüber, und auf der Bahre lag, von der Hand eines Meuchelmörders getötet, sein Sohn Humbert; vor seinen Augen wuchs ein Baum auf und wurde groß und mächtig, und wie vom Fluch getroffen sah er ihn bis in die Wurzel verdorren.

Um Mittag trat der Ministerpräsident Lanza in das Gemach des Königs und meldete die Einnahme Roms. Schweigend nahm der König das Telegramm, zerriß es und warf die Fetzen auf den Boden.

Wohl mußte er am nächsten Morgen das diplomatische Korps empfangen, das gekommen war, ihm die gemeinsamen Glückwünsche ihrer Regierungen darzubringen; aber der König machte aus seiner üblen Laune kein Hehl und entließ die Herren mit wenigen Worten des Dankes. Dagegen mußte der Ministerpräsident Lanza an den General Cadorna nach Rom

eine Ordre ergehen lassen (datiert vom 22. September), wonach sein Verhalten gegen den Heil. Vater „sommamente benevolo e conciliativo“, im höchsten Grade wohlwollend und versöhnlich sein müsse; er habe gegen den Papst alle Rücksichten zu gebrauchen, die man einem Souverän schulde, und solle ihn des festen Willens der italienischen Regierung versichern, jede Beleidigung oder Verhöhnung der Religion und ihrer Diener zu verhüten. Cadorna sollte sogar auskundschaften, ob ein Anstandsbesuch (visita d'ossequio) im Vatikan genehm sein würde, um mündlich diese Absichten im Namen des Königs und seiner Regierung zum Ausdruck zu bringen.[1])

Wenn das liberale Italien jubelte, wenn alle Feinde der Kirche frohlockten in dem Wahne, daß mit der weltlichen Herrschaft auch das Papsttum selber ins Grab sinke, Viktor Emanuel teilte diese Freude nicht. Vorangeschoben durch seine Minister, fortgedrängt durch die Macht der Umstände, hat er gethan, was er nicht lassen konnte, widerwillig, König und doch nur Werkzeug, der Politik sein Gewissen opfernd. In dem Augenblicke, wo er den Einheitsstaat Italien vollendete, hat er die Nation geteilt und gespalten und jenen

[1]) Cadorna p. 255.

unlösbaren Konflikt zwischen Religion und Patriotismus in das Herz seines Volkes gepflanzt, der heute nach dreißig Jahren noch nicht gelöst ist, einen Konflikt, der die besten und edelsten Kräfte der Nation lähmt und sie hindert, sich in den Dienst des Gemeinwohles zu stellen. Wenn man in einem römischen Schauladen ein Gemälde ausgestellt sah, auf welchem Pius IX. und König Viktor Emanuel Arm in Arm abgebildet waren, und ein anderes Bild einen Regenbogen des Friedens zeigte, der sich vom Vatikan über Rom nach dem Quirinal wölbte, so sind die Hoffnungen, der Heil. Stuhl werde sich in das Geschehene fügen, bis heute nicht erfüllt worden, und der Mann ist noch nicht gefunden, der über Rom und Italien den ersehnten Friedensbogen baut zwischen Papsttum und Königtum.

XII. Kapitel.

Glückliche Menschen.

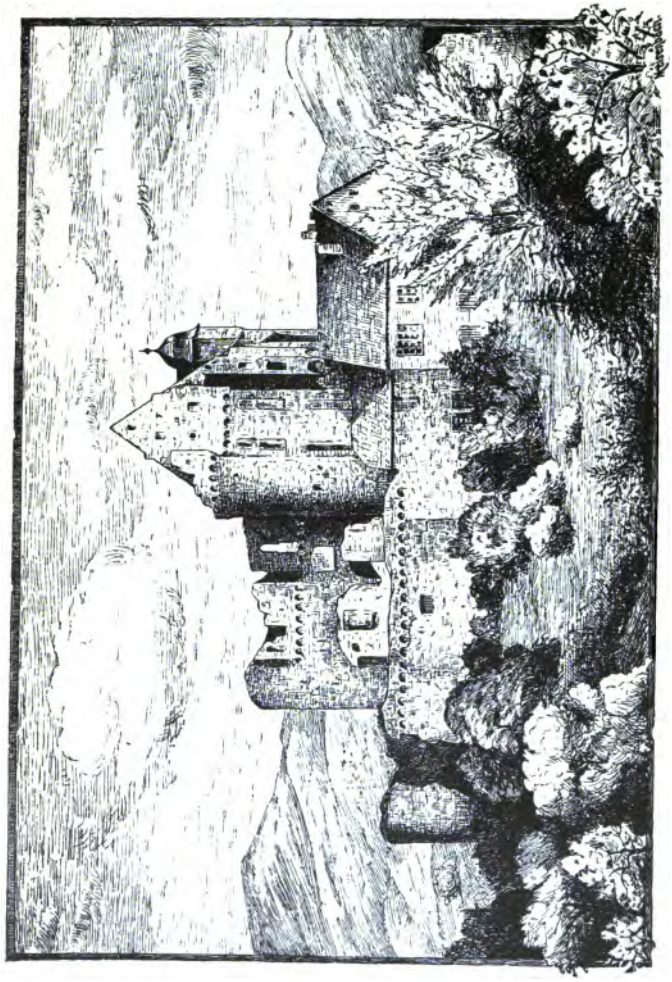
Zwei Jahre waren verstrichen.

Der französische Krieg war mit dem Frieden von Paris, 2. März 1871, beendigt worden, und die deutschen Truppen zogen sieggekrönt in die Heimat zurück.

Unter ihnen auch Max.

Kaum aus Rom in seine Heimat am Rhein angelangt, war er vom preußischen Kommando unter die Waffen gerufen und nach Frankreich geschickt worden. Dort hatte er in der Schlacht bei Orléans am 3. und 4. Dezember sich ausgezeichnet, war dann mit vor Paris gerückt und hatte am 19. Januar am Mont Valérien tapfer mitgekämpft; am 1. März war er bei den ersten Truppen, welche in die feindliche Hauptstadt einzogen. Geschmückt mit dem eisernen Kreuze durfte er zu den Seinen nach Andernach zurückkehren.

Heute finden wir ihn wieder in Italien, auf dem alten Schlosse von Roccasecca, dem Stammsitze der gräflichen Familie seiner Braut.



Das alte Schloß von Roccasecca.

Das Portal des Schloſſes iſt mit Kränzen geſchmückt; die vom Unkraut gereinigten Wege ſind mit Laub beſtreut; auf der Spitze des mittelalterlichen Turmes weht, weit hinausgrüßend in das Thal, eine Fahne: Max erwartet heute abend von Rom ſeine Aſſunta mit Mutter und Bruder, — morgen ſoll die Hochzeit ſein!

Das Schloß Roccaſecca lag hoch auf einem kahlen Felſen, von dem es ſeinen Namen „dürrer Fels“ erhalten hatte, an einem Ausläufer der Apenninen. Verſchiedene Zeiten hatten an dem Baue gearbeitet, ihn mit Zinnen und Erkern ausgeſtattet; der mächtige, dem ganzen Komplex der Gebäude vorgeſtellte Turm erinnerte an die Sage, daß Kaiſer Friedrich Barbaroſſa auf einem ſeiner Römerzüge hier übernachtet habe. Ganze Teile des umfangreichen Baues ſtanden ſeit Menſchengedenken leer, und der alte Schloßvogt und ſeine noch ältere Frau wollten ſchon mehr denn einmal allerlei geſehen und gehört haben, was nicht mit rechten Dingen zuging. Die Abhänge des Hügels waren mit Reben bepflanzt; im Thale dehnten ſich weite Ackerfelder aus; ringsumher bildeten Hügel, zum Teil mit Wald bewachſen, den Abſchluß des maleriſchen Bildes.

Der Leſer wird ſich erinnern, wie es ein Lieblingsgedanke von Max geweſen, das vielfach vernachläſſigte

Erbgut der Familie wieder in bessern Stand zu setzen, zumal aber die Weinkultur nach rheinischer Weise zu betreiben. Inmitten dieser zu ganz neuem Flor erhobenen Umgebung mit Assunta ein idyllisches Leben zu führen, das war das Ideal gewesen, für welches beide jungen Leute in gleicher Weise geschwärmt hatten.

Max hatte nach seiner Abreise von Rom, selbst im Feldlager, kaum eine Woche vergehen lassen, ohne daß ein Brief von ihm im Palazzo Muti eingetroffen wäre.

Als er nach Abschluß des Friedens aus dem Militärdienst entlassen wurde, stand der Verwirklichung seiner Pläne und Hoffnungen nichts mehr im Wege.

Im Frühling des nächsten Jahres war er wieder nach Rom gekommen.

Wie hatte die Stadt sich schon in der kurzen Zeit verändert! Von den Heiligenbildern, die man früher an allen Straßen sah, war eine große Anzahl verschwunden; ruchlose Hände hatten sie zerstört. Die „Straßen-Regulierung" hatte manche Kirche, manches ehrwürdige Denkmal der Vorzeit dem Erdboden gleichgemacht. Die öffentlichen Andachtsübungen der Römer, die Predigten auf dem Platze vor dem Pantheon, die abendlichen Wallfahrten zu verehrten Madonnenbildern,

selbst die feierlichen Versehgänge der Kranken, alles war von der neuen Regierung verboten worden. Was man in Florenz, Neapel und anderwärts duldete, durfte in Rom, in der Capitale, nicht geschehen, die mit allen Mitteln ihres kirchlichen Charakters entkleidet werden sollte. In der Bevölkerung machte sich ein neues Element breit, so ganz verschieden von den alten, schlichten, harmlosen und glücklichen Leuten der päpstlichen Regierung. Die Zeitungen, die wie Pilze nach dem Regen aus dem Boden geschossen waren, überboten einander in Verhöhnung der Religion; in den Theatern machte sich die nackteste Gemeinheit breit, — nein, so wohl und heimisch Max sich in dem alten Rom gefühlt hatte, in dem neuen begegnete er auf Schritt und Tritt Dingen und Personen, die ihm zuwider sein mußten.[1]) —

[1]) Nach den amtlichen Ausweisen fand sich in der städtischen Kasse am 20. September 1870 nicht nur kein Defizit, sondern ein Bar von 700,000 Frcs. Wie rasch diese Summe „verputzt" wurde, ergibt sich aus dem anderen Ausweis, wonach die außerordentlichen Ausgaben vom 20. September bis 31. Dezember sich auf 599,496 Frcs. beliefen. (Vgl. Fiordispini, La Commune ed il Governo di Roma, p. 35.) Im Jahre 1888 schloß man mit einem Defizit von fast anderthalb Millionen ab, und doch waren, zum Teil durch die drückendsten Steuern, die Einnahmen von 8 Millionen im Jahre 1870 auf 32 Millionen im Jahre 1888 hinaufgetrieben worden. (Fiordispini, l. c. p. 46.)

Salvatore war unterdessen zu seinem juristischen Studium zurückgekehrt. Das Gebiet seines dereinstigen Wirkens lag fern von dem einsamen Roccasecca; bereitwillig überließ er daher gegen eine Jahresrente seiner Schwester und dem zukünftigen Schwager das Stammschloß. Die alte Gräfin wollte zu ihnen ziehen; die so ganz veränderten politischen und bürgerlichen Verhältnisse hatten ihr den Aufenthalt in Rom verleidet.

Mehrere Winzer, die Max aus der Heimat berufen, hatten den Sommer über trefflich in den Weinbergen geschafft; die Weinlese hatte vor einigen Tagen begonnen und sie versprach eine ungewöhnlich reiche Ernte.

Max war nach Schloß Roccasecca vorausgereist, um alles zum feierlichen Empfange seiner Braut herzurichten.

Es war verabredet worden, daß Salvatore der Brautführer seiner Schwester sein solle; eine Freundin derselben sollte den Bräutigam zum Altare geleiten. Heute morgen aber war ein Brief aus Rom gekommen, in welchem Assunta ihm für den Hochzeitsmorgen eine andere Begleiterin ankündigte, die ihm ebenso überraschend, als lieb sein werde. Wer mochte das sein? Hatte seine Schwester, die er eingeladen, sich doch in letzter Stunde zu der weiten Reise entschlossen?

Auf einer Steinbank neben dem alten Portal der Burg sitzend, ließ Max seine Blicke über die weite Umgebung schweifen, die, von der niedersinkenden Sonne beleuchtet, in wunderbarer Anmut sich rings um ihn ausdehnte. In den Weinbergen sangen seine Winzer vom Rhein deutsche Lieder.

Wie hatte der Himmel doch alles glücklich gefügt und ihn, wenn auch auf Umwegen und zum Teile auf steilen, mühevollen Pfaden, zum ersehnten Ziele geleitet! —

Während Max die Ankunft seiner Teuern erwartet, suchen wir Philipp in seiner Heimat auf.

Unter den Entbehrungen, Verhöhnungen und Mißhandlungen, deren die päpstlichen Soldaten auf ihrer Heimreise durch Italien ausgesetzt gewesen waren, hatte Philipp mit seiner geknickten Gesundheit weit schwerer gelitten als seine Kameraden; kaum noch lebend war er im Elternhause angekommen. Allein die sorgfältige Pflege der Seinen, wie die heimatliche Luft im Verein mit der Kunst erfahrener Ärzte verhalfen nach monatelangem Krankenlager doch der jugendlichen Natur zum Siege. Der ganze benachbarte Adel interessierte sich lebhaft für den Streiter des Heil. Vaters; überall erzählte man sich von dem Medaillon mit dem Bilde

von Maria-Hilf, das auf seiner Brust von dem Anprall der Kugel plattgedrückt worden sei, von seinem Abenteuer in den Katakomben und von seiner Rettung auf der Landstraße hinter Sankt Peter am Tage nach der Einnahme Roms. Im Weitererzählen fügte jeder einen neuen Pinselstrich zu dem Bilde hinzu, und bald war Philipp der Held einer fast märchenhaften Rittergeschichte aus der Zeit der Kreuzfahrer.

Wie hätte das seinen Eindruck auf den alten Grafen von Eichenthal verfehlen können, zumal Marie dafür sorgte, daß immer wieder neue Bewunderer Philipps das Interesse ihres Vaters für ihren Geliebten wach erhielten und steigerten.

„Ich weiß, Marie," sprach eines Tages der Alte, „daß Du zuweilen Krankenbesuche machst. Ich will's Dir nicht verbieten; will's Dir auch nicht übel nehmen, daß das hinter meinem Rücken geschah. Doch mag jetzt das Versteckensspiel ein Ende nehmen! Wenn der päpstliche Zuave soweit wieder hergestellt sein wird, daß er ausgehen kann, dann soll er zu mir kommen."

„Darf er morgen, darf er heute kommen, Papa?"

„Hm! Kann er denn wieder ausgehen?"

„Sonst wohl noch nicht; zu Dir, — ja."

Einige Tage ſpäter erhielt Max im Lager vor Paris einen Brief voll überſprudelnder Freude, der mit den Worten begann: „Ich hab' meine Marie, ich hab' meine Marie! Nach all dem Pech meines Lebens dieſes Glück!“

„Sie ſind mit keiner Charge und ſind mit keinem Orden zurückgekehrt,“ hatte der alte Graf zu ihm geſagt; „allein was Sie für den Heil. Vater gelitten haben, ehrt Sie mehr als Epauletten, und das Medaillon iſt eine Dekoration, die eine Hand, höher als Kaiſerhand, Ihnen verliehen hat. Ich gebe Ihnen meine Marie; aber die Hochzeit ſoll in Rom ſein, und der Heil. Vater ſelber ſoll Euern Bund ſegnen. Wenn wir ihm das Medaillon zeigen, wird er dieſe Bitte nicht abſchlagen. Kann er es aus irgend welchen Gründen nicht thun, dann — nun dann ſoll die Trauung in Sankt Peter, unten am Grabe des Apoſtels ſtattfinden, und nachher gibt Pius ſeinen Segen dazu.“

Als nun Max jetzt ſeinem Freunde die bevorſtehende Hochzeit ankündigte, beſtürmten Marie und Philipp den Vater ſolange mit ihren Bitten, daß er endlich zuſtimmte, mit ihnen die Reiſe nach Rom, und zwar um dieſelbe Zeit zu machen.

„Aber ich will," fügte der Graf hinzu, „erst Viterbo sehen und den Müller kennen lernen, mit dem Du die Kleider vertauscht hast."

„Mit Freuden!" rief Philipp, „und wir besuchen dann zusammen die Madonna della Quercia, um der Himmelskönigin zu danken."

„Und in Rom," sprach der Graf, „will ich in die Katakomben steigen und vor dem Bilde der Muttergottes beten, von dem Du uns geschrieben und erzählt hast."

Die Reise wurde schon zu Anfang Oktober angetreten. Der alte Graf war kein Freund von Blitzzügen und Wagons-lit; alle Hetzerei, zumal auf Reisen, war ihm zuwider, „dieweilen ich," bemerkte er erläuternd, „kein Postpaket, sondern ein vernünftiges Wesen bin, dem der Herrgott Augen zum Sehen gegeben."

Zudem hatte er vor vierzig Jahren als junger Mann Italien bereist, und war später als Oberst unter Radetzky bis nach Perugia gezogen, um die wälschen Aufrührer zu Paaren zu treiben; da wollte er jetzt allenthalben alte Erinnerungen auffrischen.

Damals hatte Viterbo noch keine Eisenbahnverbindung; man mußte daher an der Station Orte einen Wagen mieten.

Philipp fand bei den Leuten an der Quercia eine Aufnahme, wie sie nicht herzlicher sein konnte. Dem Müller, der ihn so freundlich gerettet, hatte der alte Graf für dessen Tochter eine goldene Broche mitgebracht. Als Speranza die päpstliche Uniform brachte, die sie treu bewahrt hatte, jubelte Philipp vor Freude. Er bemerkte nicht die Thräne, die im Auge des Mädchens perlte.

Der Wirt mußte den besten Wein, den er im Keller hatte, auf den Tisch stellen; es war ein alter „Est, Est" aus Montefiascone, und seit Jahr und Tag war der Graf nicht so redselig gewesen, wie an diesem Abende.

Da Philipp annehmen mußte, daß die Hochzeit seines Freundes in Rom gefeiert werden würde, setzte man am folgenden Morgen zu Wagen die Reise fort, um am Abende, am dritten Tage vor der Hochzeit dort einzutreffen.

Philipp war nicht wenig verwundert, als er im Palazzo Muti erfuhr, daß die Vermählung nicht in Rom, sondern in der Pfarrkirche von Roccasecca gefeiert werden solle. Hätte er in Viterbo geahnt, wie nahe er dort dem Freunde war!

Von seiner Romfahrt hatte er Max nichts geschrieben, dessen Einladung zur Hochzeit unbeantwortet gelassen, um den Freund zu überraschen.

Wie Assunta in ihrem Briefe angedeutet, sollte Marie den Bräutigam zum Altare geleiten.

Salvatore trat die Ehre, Brautführer seiner Schwester zu sein, bereitwillig an Philipp ab; die Gräfin, der Graf und Salvatore wollten als Zeugen assistieren. —

Es war schon merklich über die Zeit geworden, wo Max seine Lieben erwarten durfte, und doch schaute er noch immer vergebens auf der zur Burg hinaufführenden Landstraße nach den Wagen aus. Der alte Graf, der mit Assunta im ersten Fuhrwerk saß, hatte bald hier, bald dort etwas gefunden, was er sich näher ansehen mußte, die Reste eines heidnischen Grabmals, oder einen mittelalterlichen Wachtturm, oder eine Burgruine, und der Vetturino, der schon öfter derartige Leute gefahren, hatte sofort irgend einen Namen zur Hand, den das Monument trug. Der Graf bemerkte nicht, wie der Mann auf dem Bocke über die Leichtgläubigkeit des alten Forestiere lächelte.

Welche Freude, welche Überraschung, als Max seinen lieben Philipp erblickte, als dieser ihm seine Braut vorstellte!

Am nächsten Morgen erwartete die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes, jung und alt, alle in Sonntagskleidern, das Hochzeitspaar vor dem Portal der Kirche und begrüßte es mit lautem Evviva.

An der Thüre des Gotteshauses harrte im Ornat Don Amando, der würdige Pfarrer, ein Greis in Silberhaar, und geleitete die Brautleute und die Hochzeitsgäste zu dem mit Blumen reich geschmückten Hochaltare.

Als die novelli sposi, das junge Ehepaar, wieder aus der Kirche hinaustraten, da krachten die Böller, und die Glocken auf dem kleinen romanischen Turme hatten seit langem nicht so lustig geläutet, als an diesem Hochzeitsmorgen.

Das Festmahl war im alten Rittersaale hergerichtet, wo von den Wänden halbvermoderte Gemälde aus wurmstichigen Rahmen herabschauten, neben dem Porträt des Papstes Pius V. das des Stammherrn in voller mittelalterlicher Rüstung, Bildnisse von Kirchenfürsten, Staatsmännern und Kriegsleuten, und neben ihnen die bunte Reihe der Ahnfrauen in ebenso mannigfaltigen, als malerischen Trachten. Zwischen den Gemälden waren aus verrosteten Harnischen, Schwertern, Helebarden, Streitkolben und Armbrüsten Trophäen

zusammengestellt; mächtige Schränke aus Eichenholz mit reichen Schnitzereien trugen als Krönung antike Krüge und Humpen, und über den an den Wänden sich hinziehenden Bänken hingen alte Ledertapeten mit eingepreßten Mustern in Gold und Farben.

So verwahrlost alle diese antiken Schätze aussahen, so entzückt war von ihnen der alte Graf von Eichenthal; solche Schätze hatte er doch auf seinem Schlosse nicht aufzuweisen, mochte auch zumal seine Waffensammlung wenige ihresgleichen in den österreichischen Landen haben.

Don Amando, der alte Pfarrer, welcher an seiner Seite saß, hatte die freie Zeit, welche die Seelsorge der kleinen Pfarrei ihm in reichem Maße gewährte, zu geschichtlichen Studien und Forschungen benützt, und wenn der Graf der italienischen Sprache auch nur recht unvollkommen mächtig war, so glaubte er in seinem Leben doch noch keinen so gelehrten und zugleich so charmanten Geistlichen gefunden zu haben, wie seinen Tischnachbar.

Nach der Tafel wurden die Hochzeitsgäste auf den freien Platz vor dem Portal des Schloßes hinabgeführt, wo die Jugend des Dorfes, für deren Bewirtung Max auf das beste gesorgt hatte, nun zu Ehren des

Brautpaares ihre Tänze aufführte, diese altitalienischen Nationaltänze, die, ebenso anmutig als züchtig, so verschieden sind von den faden Polkas und Walzern unserer modernen Gesellschaft. —

Drei Tage später knieten in Rom Philipp und seine Braut in der Confessio von Sankt Peter, um auch ihrerseits den heiligen Bund fürs Leben zu schließen.

Der Graf hatte einen Bischof, einen alten Bekannten, der ehemals bei der Nuntiatur in Wien angestellt gewesen, zur Vornahme der heil. Handlung eingeladen; Salvatore war Brautführer; außer Max und seiner jungen Frau beehrten auch General Kanzler, der seit der Eroberung Roms im Vatikan wohnte, sowie der österreichische Botschafter beim Heil. Stuhle die schöne Feier mit ihrer Anwesenheit.

Gegen Mittag empfing Pius IX. die beiden jungen Paare und ihre Verwandten in Privataudienz. General Kanzler hatte ihnen diese Gnade erwirkt.

Der Heil. Vater war unendlich liebevoll; er spendete den jungen Eheleuten seinen Segen und beschenkte Marie und Assunta jede mit einem kostbaren Rosenkranze, indem er bemerkte:

„Wie beim Rosenkranzgebete den freudenreichen Geheimnissen die schmerzensreichen folgen, so wechseln

im Leben Freud' und Leid, Glück und Prüfung. Aber gedenket in der Heimsuchung, daß nach dem schmerzhaften Rosenkranze der glorreiche kommt."

Max und Philipp mußten ihm ihre Erlebnisse während der Belagerung Roms, sowie ihre ferneren Schicksale erzählen; der Anblick des plattgedrückten Medaillons mit dem Bilde von Maria-Hilf rührte ihn tief, dem alten Grafen von Eichenthal aber liefen die Thränen über die Wangen, als der Heil. Vater sich endlich an ihn und die Gräfin Roccasecca wandte mit den Worten:

„Es sind meine Söhne, brave, treue Zuaven, die der Himmel Ihnen zu Schwiegersöhnen gegeben. Sie werden als solche ebenso treu ihre Pflicht thun, als sie es in meinem Dienste gethan, um stets Ihr Stolz und Ihre Freude zu sein. — Um sich ihre Festungen zu erobern," fügte der Papst dann in seiner Weise scherzend hinzu, „haben sie wohl keinen so energischen Widerstand gefunden, als sie selber in den Tagen des 20. September den Piemontesen geleistet haben."

Am Nachmittage fuhren alle zu den Katakomben hinaus, wo einer der Patres von Sant Agnese sich als kundigen Führer erwies. Wie tief ergriffen fühlte sich der Graf in diesem heiligen unterirdischen Rom;

mit welcher Andacht knieten Philipp und seine junge Gemahlin vor dem Bilde der Gottesmutter, um sich und ihren Ehestand ihrem himmlischen Schutze zu empfehlen! Assunta erinnerte ihren jungen Gemahl an den Vergleich mit Cäcilia und Valerianus.

Als die Gesellschaft am Abende in den Palazzo Muti zurückkehrte, erwarteten sie dort zwei Briefe des Kardinal-Staatssekretärs Antonelli für Philipp von Zaggenberg und Max Schöneich, voll schmeichelhafter Anerkennung ihrer Treue und Hingebung, in der sie dem Heil. Stuhle gedient hätten; beigegeben war jedem Briefe Diplom und Ritterkreuz des Piusordens.